

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Nur Besserung?	393
Weshalb ein Lehrer sein Amt verliert. Von Ludwig Gurliitt	406
Weimar. Von Joseph August Lux	413
Der Weg ins Kreis. Von Edward Goldbeck	417
Der Schulkwall. Von Schiller Karmorek	418
Isorguz. Von Max Brod	424
Entente. Von Leben	430

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonntagabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8,** Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu
 zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
 U—4 Ltr.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 — Restaurant im vornehmsten Stil —
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus **Grand Hotel Excelsior**
 Neulendorfsplatz Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
Café, Wein- u. Bier-Restaurant. **Friedrichstrasse 67,**
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.

Hamburg. **HAMBURGER HOF**
 Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Gänzlich renoviert **Feine Französische Küche**
 Neue Direktion.



Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewehre,
 automatische Repetier-Rüchsen
 u. Pistolen, Luftwaffen, Teschini, Revolver sowie
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Kunk
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 243-244.

Mädler's Patent-Koffer
Reise-Artikel **Hochfeine Lederwaren**
MORITZ MÄDLER
 Leipzig Berlin Hamburg Frankfurt a. M.
 Petersstr. 8 Leipzigerstr. 101/2 Neuerwall 84 Kaiserstr. 23
 Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 13. März 1909.

für Oesterreich?

1805.

Napoleon Bonaparte, der das Diadem der Römerkaiser, der Caesaren und Karlinger, auf das vom Papst gesegnete Haupt gestülpt hat, befinnt die Landung in England, die „sechs Jahrhunderte voll Schmach und Schimpf rächen soll“, und reißt, um Europas Auge von der Kanalküste, dem Ziel seines Plans, abzulenken, durch Italiens sommerlich prangende Flur. Kann der Plan gelingen? Alle Nüchternen zweifeln und William Pitt sitzt furchtlos in seiner Inselfestung. Ein geheimes Abkommen verbündet ihm Rußland, dessen junger Zar Alexander nach der Glanzrolle des Völkerbefreiers langt. Und seit Napoleon den Scheitel mit der Krone von Italien geschmückt und Ligurien dem Kaiserreich einverleibt hat, ist auch der casus foederis gegeben, den der austro-russische Vertrag vom Dezember 1804 voraussetzte. England, Oesterreich, Rußland: des Usurpators Sterbestunde muß nahen. Ein Kongreß wird ihn entkrönen oder ihm mindestens die Herrschaft über Italien, in Deutschland, Holland, der Schweiz das Mitbestimmungsrecht nehmen und seinem Frankreich wieder den Rhein und die Mosel als Grenzen geben. Alexander war ein Schwärmer, den Adam Czartoryski für die Polensache gewonnen und zu hochmüthiger Geringschätzung Preußens beredet hatte. Pitt vermochte, wie die meisten Staatsmänner Britanniens, die festländischen Machtverhältnisse nicht richtig einzuschätzen. Und in der Hofburg herrschte Kaiser Franz, „das Skelett, dem das Verdienst seiner Vorfahren auf den Thron geholfen hat“ (Bonaparte). Diese Trias wähnt, ohne Zusammenballung aller erreichbaren Machtmittel den Riesen bezwingen zu können. Zwar mahnt Erzherzog Johann, mahnt der Protestantenfeind Genß selbst zur Verständigung

mit Preußen, ohne das nichts auszurichten sei. Sie überreden schließlich den Kaiser auch zu dem Vorschlag eines austro-preussischen Bündnisses, das den fremden Eroberer niederwerfen und Oesterreich im Süden, Preußen im Norden Deutschlands die Oberhoheit sichern solle. Doch die Unterhändler kommen über lauen Eifer nicht hinaus; und in Berlin hofft man noch immer, in behaglicher Ruhe den Welthändeln zuschauen zu können. Europa braucht Frieden, spricht der schwachgemuthen König, und Preußens Platz kann nur neben Denen sein, die auch unter Opfern den Frieden erhalten wollen. Selbst im Kriegsfall, schreibt Hardenberg, kann Norddeutschland neutral bleiben; und warum soll es sich nicht dem Franzosenkaiser verbünden, wenn er uns Preußen einen ansehnlichen Machtzuwachs, etwa durch die Annexion Hannovers, erreichen hilft? Der König und der Minister des Auswärtigen empfinden nicht, daß es sich um eine Lebensfrage deutscher Zukunft handelt; daß dem Vormarsch des Korsen nur Halt zu gebieten ist, wenn Nord und Süd des deutschen Sprachbereiches zusammenwirken. Napoleon fühlt das Dämmern einer Schicksalsstunde. Rußland und Oesterreich rüsten? Gut; ihr Tempo, die Schranke ihres Kraftaufwandes kennt er. Die Absicht, Nelsons Flotte nach Westindien zu locken und im Kanal dann den Ueberfall vorzubereiten, hat die Wachsamkeit des großen Admirals vereitelt. Also muß die Entscheidung auf dem Festland fallen. Die Armee wird von Boulogne an den Rhein geschickt, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen werden ins bonapartistische Lager hineingeschmeichelt, die Heerstraßen an der oberen Donau erspäht. Der Krieg kann beginnen. Preußen weist zwar den Bündnisantrag zurück, den der Gesandte Lasforest im Auftrag des Kaisers ins Schloß bringt; will aber neutral bleiben. Und Napoleon höhnt: „Preußen mag thun und lassen, was ihm beliebt; es ist heute schon in die Reihe der Mächte zweiten Ranges hinabgesunken.“

In Preußen wird um Zölle, Steuern, Verwaltungsreformen gestritten. Salzmonopol, neuer Tarif für Ost- und Westpreußen, Fabrikkommissare, Bankpolitik: mit solchen Aufgaben ist das Generaldirektorium beschäftigt. Jede internationale Vereinbarung scheint eine Fessel. Napoleon bietet Hannover und ließe wohl, wenn Hardenberg ungehemmt weiter verhandeln dürfte, auch über Sachsen und Böhmen noch mit sich reden. Die Koalirten, England, Rußland, Oesterreich, Schweden, verheißen die Stärkung der Position, die Preußen bis zum Baseler Frieden auf dem linken Rheinufer gehabt hat. Von beiden Seiten winkt Gewinn; wer mit Friesenmuth das Schwert zieht, kann ihn einheimsen. Doch Friedrich Wilhelm der Dritte ist nicht der Mann tapferen Entschlusses. Er möchte neutral bleiben und nichts riskiren; ist schon um den Preis der Neutralität Hannover zu haben: um so besser. Nur wollen die

Großmächte nicht wieder, wie in den Tagen der Zweiten Koalition gegen Frankreich, durch preussische Zaudertaktik gehindert sein; wer ihnen Schwierigkeiten bereitet, gilt als gemeinsamer Feind. Alexander schreibt nach Berlin, ein Theil seines Heeres werde durch Südpreußen und Schlesien marschiren: und zwingt durch diesen Drohbrief den König zur Mobilmachung. Den Krieg hofft er noch zu vermeiden. Aber auch der Zustand, den die Staatsrechtssprache bewaffnete Neutralität nennt, kostet Geld. Stein soll helfen; dringt mit seinen Finanzreformvorschlägen aber noch nicht durch. Ihn dünkt der Krieg gegen Frankreich unvermeidlich, er möchte ihn in der für Preußen günstigsten Stunde wagen und scheut, unter Säuslern ein Mann, nicht den unpopulären Ruf des Kriegsparteiführers. Neutralität? Der Korse hat sie ja schon verlegt; hat, um die Oesterreicher bei Ulm zu fassen, ein Corps durch das preussische Franken geschickt. Den dadurch in der Brust Friedrich Wilhelms entstandenen Groll muß man nützen. Preußens ganzes Heer wird mobilisirt, der diplomatische Verkehr mit Frankreich abgebrochen, den Russen der Marsch durch Schlesien erlaubt. Alexander kommt nach Berlin und erobert, wie überall, rasch die Herzen. Auch Stein. Mit einem solchen Bundesgenossen, schreibt er, können wir den Kampf gegen den „gefürchtetsten Mann in Europa“ getrost wagen. Der Uebermuth des Imperators ist nicht länger zu dulden; die Selbsterhaltungspflicht zwingt uns, an der Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes mitzuwirken. Der Friede ist ein gutes Ding; der Mann mit den zwei Kronen auf dem Blebejerhaupte träumt jetzt aber von neuen Siegen und ist humanen Friedenswünschen nicht erreichbar. Die Oeffentliche Meinung, die den inneren Zwang zu kriegerischer Wehr noch nicht empfindet, muß aufgeklärt und zur Erkenntniß der Lage geleitet werden. „Durch eine in der Stille zu veranlassende und zu autorisirende Schrift sind die Begriffe des Publikums von der Nothwendigkeit der Maßregeln, die zur Eröffnung außerordentlicher Quellen des öffentlichen Einkommens ergriffen werden, und von der Güte der Absichten und Aussichten zu bestimmen und zu befestigen.“ Johannes Müller erhält den Auftrag, ein Manifest zu verfassen, das den Titel tragen soll: „Von dem Krieg an die Preußen.“ Und Stein schreibt an Hardenberg: „Gott gebe, daß man in diesem Moment der Krisis kraftvoll handle!“ Gottes Ohr verschließt sich dem Wunsch des preussischen Patrioten. Friedrich Wilhelm kann von der Hoffnung auf friedliche Verständigung nicht lassen. Der Eindruck des französischen Neutralitätsbruches ist bald aus seiner Bourgeoisseele verwischt. Auch Hardenberg fühlt nicht, daß jetzt nur ein rascher Entschluß zum Aeußersten zu reiten vermag, und räth zu dem Versuch bewaffneter Vermittlung (der durch jeden Sieg des Imperators doch überholt würde). Und selbst diesem

Rath folgt der König nur, weil ihn der Zar darum bittet (*uniquement par amitié pour moi*, schreibt Alexander). Im Potsdamer Vertrag übernimmt Preußen die Pflicht, Napoleon zur Anerkennung des Besitzstandes von Luneville zu bringen oder der Koalition beizutreten; für den zweiten Fall wird ihm eine stattliche Gebietsverweiterung zugesagt. Als der Zar auf die Wiederherstellung des Polenreiches (dessen Krone er schon auf seinem jungen Haupt schimmern sah) verzichtet und am Sarg Friedrichs des Großen den König umarmt hat, scheint das Bündniß besiegelt und stark genug, allen Stürmen zu trotzen. Daß es gar nicht erst erprobt wurde, ist Alexanders Schuld. Der wollte die Welt durch einen schnell entscheidenden Sieg überraschen, ging, ohne Preußens Intervention und Kriegsbereitschaft abzuwarten, gegen die klug gewählte Stellung der Franzosen vor und schuf dem Imperator die Möglichkeit, bei Austerlitz den Jahrestag seiner Krönung zu feiern. Oesterreich erbittet einen Waffenstillstand. Rußland stellt die in Schlesien und Niedersachsen versammelten Truppen unter preussischen Befehl. Friedrich Wilhelm gebietet über dreihunderttausend Mann und kann nicht nur Norddeutschlands Freiheit wahren, sondern auch Oesterreich zu einem anständigen Frieden helfen. Bindet er im Drang nun wenigstens die Kraft zu dem nothwendigen Entschluß? Graf Christian Haugwitz ist ins französische Lager geschickt worden, um mit Napoleon zu verhandeln. Er muß, wenn seine Mission Erfolg haben soll, das Ultimatum so rasch vorlegen, daß ein Sieg des Gegners es nicht unwirksam machen kann. Erwähnt es in dem einzigen Gespräch, das er mit Napoleon vor dem Tag von Austerlitz hat, aber gar nicht und verpflichtet Preußen, während der diplomatischen Verhandlung mit Frankreich den Truppen der Koalition die hannoversche Grenze zu sperren und damit die Möglichkeit eines Marsches nach Holland zu nehmen. Er droht nicht, spricht nicht von bewaffneter Intervention, deutet nicht einmal an, daß Preußen den Oesterreichern beistehen wolle, läßt sich mit schlauen Worten abspießen und übergiebt in Wien, während bei Austerlitz die Sonne sinkt, leichten Herzens dem Courier seinen Bericht. Als Stein den Inhalt kennt, schreibt er an Hardenberg: „Das Benehmen des Grafen Haugwitz ist feig, doppelzünftig, strafbar und bestärkt mich nur in der tiefen Verachtung, die mir dieser verächtliche Sykophant stets eingeflößt hat. Seine Feigheit hat sich darin gezeigt, daß er nicht einmal gewagt hat, den Friedensvorschlag auszusprechen, dessen Ueberbringer er war, und daß er die Bedingung annahm, durch die ein verbündetes Heer im Norden lahmgelegt wurde. Seine Perfidie hat er dadurch bekundet, daß er nichts that, um mit den Verbündeten Rücksprache zu nehmen, daß er sich weder mit Stadion (dem österreichischen Minister) zu besprechen

gesucht noch mit den beiden Kaiserhöfen von Rußland und Oesterreich in Verbindung gesetzt hat. Man muß diese eben so verächtliche wie perfide Kreatur zurücksenfen, auf ihre Güter schicken und den Krieg beginnen, indem man in Böhmen einrückt und auf die Donau marschirt.“ Auch Hardenberg tadelt den Grafen hart, Beyme nennt ihn einen verächtlichen Schurken und noch in Treitschkes (dem König allzu günstiger) Darstellung ist er ein „charakterloser Mann“ und „pflichtvergessener Unterhändler“. Heute wissen wir, daß Haugwitz nur den Befehl Friedrich Wilhelms ausgeführt hat. Der eingeschüchterte Monarch wollte um jeden Preis den Krieg gegen Frankreich vermeiden (zu dem der von Alexander Ueberrumpelte sich doch bereit erklärt hatte) und gab dem Bevollmächtigten heimlich den Auftrag, sich im Lager des Korjen nachgiebig zu zeigen. Die koalirten Mächte und die preußischen Minister mußten glauben, Haugwitz sei der Ueberbringer einer Drohnote. Friedrich Wilhelm hatte ihm befohlen, das Ultimatum zu verschweigen. Amtliche und königliche Politik.

Noch ist's nicht zu spät. Oesterreich hat sich im Waffenstillstandepakt verpflichtet, seine Grenze keinem fremden Heer zu öffnen. Rußland hat Preußen von der Fessel des Potsdamer Vertrages entbunden, will ihm aber mit seiner ganzen Macht beistehen, wenn es den Krieg friedlicher Verständigung vorzieht. Einstweilen sind die Corps Tolstoi und Bennigsen leicht heranzuziehen; mit den Preußen, Sachsen, Hessen über zweihunderttausend Mann. Hat Preußen noch die Kraft zum Wollen, so kann es mit solcher Truppenzahl seine Unabhängigkeit wahren und einen leidlichen Vergleich erwirken. Unsere Mittel, schreibt Stein, finanzielle und militärische, erlauben uns, eine ehrenvolle Unabhängigkeit zu erstreben und durchzusetzen. Doch wieder versagt der König. Zwar sträubt er sich, den von Haugwitz aus Schönbrunn nach Berlin gebrachten Vertrag zu ratifiziren, der dem Staat Triëns Ansbach und Kleve nimmt, ihn zur Anerkennung aller den Oesterreichern im künftigen Frieden aufzulegenden Bedingungen, in einem anderen Artikel zur Anerkennung des unantastbaren türkischen Besizthandes verpflichtet und ihm als Entgelt das Kurfürstenthum Hannover zuspricht. Dieser Vertrag, der Preußen zu Schutz und Trutz an Frankreich bindet, scheint selbst den friedseligen Berlinern gar zu schimpflich; er würde den Briten, von denen Preußen eben Subsidien annehmen wollte, Hannover rauben, auf das Frankreich nicht das geringste Recht hat, und die Höfe von London, Wien, Petersburg in Todfeindschaft gegen die treulojen Preußen setzen. Aber Friedrich Wilhelm zaudert so lange, vertrödelt in seiner Angst so viel Zeit an den Versuch, das Benefizium des Bündnisses ohne dessen Nachtheile einzustreichen, daß dem Sieger von Austerlitz Ruhe bleibt, seine Heerjaulen näher an die preußischen Grenzen zu rücken. Als er so weit ist und

erfährt, daß der König, um Geld zu sparen und den Titanen nicht zu reizen, die Kriegsrüstung abgelegt, die Armee auf den Friedensfuß zurückgebracht hat, sagt er lächelnd zu Haugwitz, auch ihm passe nun der Schönbrunner Vertrag nicht mehr; für Ansbach könne er keine Entschädigung geben und Preußen müsse seine Häfen und Flußmündungen an der Nordsee und den Lübecker Hafen der Schifffahrt und dem Handel Englands sperren. Auch diesen demüthigenden Zusatz hat Haugwitz hingenommen; und der König hat den Pariser Vertrag, der doch wesentlich ungünstiger war als der in Schönbrunn entworfene, in seiner Kriegsheu hastig ratifizirt. Wie diese muthlose Opferung preussischer Lebensinteressen auf starke Herzen wirkte, spürt man in Steins Worten:

„Hätte eine große moralische und intellektuelle Kraft unseren Staat geleitet, so würde sie die Koalition, ehe sie den Stoß, der sie bei Austerlitz traf, erlitten, zu dem großen Zweck der Befreiung Europas von der französischen Uebermacht geleitet und nach ihm wieder ausgerichtet haben. Diese Kraft fehlte. Ich kann Dem, dem sie die Natur versagte, so wenig Vorwürfe machen, wie Sie mich anklagen können, nicht Newton zu sein. Ich erkenne hierin den Willen der Vorsehung und es bleibt nichts übrig als Glaube und Ergebung.“

Die Gelegenheit war veräußert. Zu spät sah man, in den Tagen von Jena, ein, welcher Fehler es war, Oesterreich im Stich zu lassen. Das hatte Bonaparte früh erkannt. Schon in Schönbrunn rief er: „Wenn ich Preußens sicher bin, muß Oesterreich thun, was ich will!“ Erzwang mit dem ersten Vertrag (dem er in Paris dann noch die Spitze gegen England gab) vom wiener Hof die Abtretung des venetianischen, tirolischen und schwäbischen Besitzes. Und lernte Preußen, dessen thörichte Furchtsamkeit ihm den Weg gekürzt hat, nie wieder respektiren. Am zwölften September 1806 schreibt er aus Saint-Cloud an Talleyrand: „Der Gedanke, Preußen könne allein Etwas gegen mich unternehmen, ist so lächerlich, daß er mir der Erwörterung nicht werth scheint. Mein Bündniß mit Preußen beruht auf der Furcht. In Berlin ist das Kabinet so verächtlich, der König so charakterlos, der Hof so völlig von der Abenteuerlust junger Offiziere beherrscht, daß mit dieser Macht nicht ernsthaft zu rechnen ist. Was sie jezt gethan hat, wird sie wieder thun: rüsten, zaudern, während draußen gekämpft wird, abrüsten und sich mit dem Sieger verständigen. Wir dürfen sie nicht durch direkte Drohung allzu sehr erschrecken; es genügt, wenn wir in Berlin sagen: Legt Eure Rüstung ab oder ich muß meine verstärken. Das mindert die Furcht und läßt sie doch nicht einschlafen. Auf solchem Mittelweg wächst das Heilkraut, mit dem man Preußen behandeln muß.“ Zu dieser Schätzung hatte die unkönigliche Politik des Königs dem Staat Friedrichs verholfen. Ihn machte Stein, machte jeder aus wachem Auge dem Gang der Dinge

Zuschauende für das Geschehen und Unterlassen verantwortlich. Und von ihm und seinen Kreaturen Haugwitz und Rödker gilt, was der Steinbiograph Max Lehmann von den preussischen Staatsmännern sagt: „Sie wollten ernten, ohne gesät, gewinnen, ohne gesetzt, siegen, ohne gekämpft zu haben.“ Sie fühlten nicht, daß Oesterreich diesmal für die alldeutsche Sache fought.

1909.

Daß Oesterreich für die alldeutsche Sache fight, scheint auch heute wieder von Vielen nicht klar erkannt zu werden. „Wozu setzen wir uns für österreichische Interessen einer Kriegsgefahr aus?“ Das hört man jetzt täglich; von verständigen, auf ihre Art patriotischen Leuten. Täglich die Erinnerung an Bismarcks Rath, die Option zwischen Rußland und Oesterreich zu meiden und Balkanfragen, wenn der Wahl nicht auszuweichen ist, lieber im russischen als im österreichischen Sinn zu beantworten. „Der Kaiser Franz Joseph ist eine eheliche Natur, aber das österreichisch-ungarische Staatsschiff ist von so eigenthümlicher Zusammensetzung, daß seine Schwanungen, denen der Monarch seine Haltung an Bord anbequemen muß, sich kaum im Voraus berechnen lassen. Die centrifugalen Einflüsse der einzelnen Nationalitäten, das Ineinandergreifen der vitalen Interessen, die Oesterreich nach der deutschen, der italienischen, der orientalischen und der polnischen Seite hin gleichzeitig zu vertreten hat, die Unlenkbarkeit des ungarischen Nationalgeistes und vor Allem die Unberechenbarkeit, mit der reichthäterliche Einflüsse die politischen Entscheidungen kreuzen, legen jedem Bundesgenossen Oesterreichs die Pflicht auf, vorsichtig zu sein und die Interessen der eigenen Unterthanen nicht ausschließlich von der österreichischen Politik abhängig zu machen... Kann sich nicht die Politik für Pflicht gehaltener Undankbarkeit, deren Schwarzenberg sich Rußland gegenüber rühmte, in anderer Richtung wiederholen, die Politik, die uns von 1792 bis 1795, während wir mit Oesterreich im Feld standen, Verlegenheiten bereitete und im Stich ließ, um uns gegenüber in den polnischen Händeln stark genug zu bleiben, die bis dicht an den Erfolg befreit war, uns einen russischen Krieg auf den Hals zu ziehen, während wir als nominelle Verbündete für das Deutsche Reich gegen Frankreich fought, die sich auf dem Wiener Kongreß bis nah zum Krieg zwischen Rußland und Preußen geltend machte? Die Anwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Joseph niedergehalten und dieser Monarch ist nicht mehr so jung und ohne Erfahrung wie zu der Zeit, da er sich von der persönlichen Rancune des Grafen Buol gegen den Kaiser Nikolaus zum politischen Druck auf Rußland bestimmen ließ, wenige Jahre nach

Bilagos; aber seine Garantie ist eine reinpersönliche, fällt mit dem Personenwechsel hinweg und die Elemente, die die Träger einer rivalisirenden Politik in verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einfluß gelangen... Die Eindrücke und Kräfte, unter denen die Zukunft der wiener Politik sich zu gestalten haben wird, sind komplizirter als bei uns, wegen der Mannichfaltigkeit der Nationalitäten, der Divergenz ihrer Bestrebungen, der klerikalen Einflüsse und der in den Breiten des Balkan und des Schwarzen Meeres für die Donauländer liegenden Versuchungen. Wir dürfen Oesterreich nicht verlassen, aber auch die Möglichkeit, daß wir von Oesterreich freiwillig oder unfreiwillig verlassen werden, nicht aus den Augen verlieren. Die Möglichkeiten, die uns in solchen Fällen offen bleiben, muß die Leitung der deutschen Politik, wenn sie ihre Pflicht thun will, sich klar machen und gewärtig halten, bevor sie eintreten, und sie dürfen nicht von Vorliebe und Verstimmung abhängen, sondern nur von objektiver Erwägung der nationalen Interessen.“ („Gedanken und Erinnerungen.“) Also muß Jeder, der an Bismarck glaubt, die entschiedene Unterstützung der österreichischen Balkanpolitik jetzt tadeln? Nein. Erstens gilt hier Molières Wort: „Quand sur une personne on prétend se régler, c'est par les braux côtés qu'il lui faut ressembler“; und zu den objektiv schönen, in alle Ewigkeit als Muster brauchbaren Seiten bismärckischen Wesens gehört die misstrauische Antipathie nicht, die der größte Breuß gegen Oesterreich hegte, seit er Schwarzenbergs Depesche vom siebenten¹ Dezember 1850 gelesen hatte, „in welcher der Fürst die olmutzer Ergebnisse so darstellt, als ob es von ihm abgegangen habe, Preußen zu demüthigen oder großmüthig zu pardonniren“. Zweitens ist die Zeit, von der und für die Bismarck sprach, unwiederbringlich dahin und die Furcht, Rußland könne sich, wenn wir ihm Hilfe oder wohlwollende Neutralität weigern, einer uns feindsäligen Koalition anschließen, unzeitgemäß, seit dieser Anschluß Ereigniß geworden ist. Bismärckische Politik treibt Der aber nicht, der unter veränderten Umständen handelt, wie Bismarck in einer bestimmten Stunde gehandelt oder gerathen hat, sondern nur der geistig autonome Staatsmann, der aus der Summe des Möglichen das im Augenblick Nothwendige so klug, so tapfer, so nüchtern zu errechnen vermag wie Bismarck unter dem Druck der Verantwortlichkeit. Drittens hätte der Mann, der vom Winter des Jahres 1805 als von einer versäumten Gelegenheit sprach, die Wiederholung des damals gemachten Fehlers niemals gebilligt. Und viertens handelt sich für uns da unten nicht um österreichische Interessen, sondern um deutsche. Merken wir Das wieder zu spät, dann treiben wir Oesterreich ins Lager des Feindes und erneuen die kaunitzische Koalition, deren Schreckbild, nach dem Wort Peters Schuwalow, dem ersten Kanzler den Schlummer störte.

Warum wird Oesterreich bedroht, gescholten, mit immer neuer Schwierigkeit umdrängt? Weil es in der Aera des jungtürkischen Parlamentarismus, der Bosniaken und Herzegowzen an die Wahlurne rufen konnte, sein Hoheitsrecht dem Bereich des Zweifels entrückt, das Ansehen des alten Kaisers zur Erledigung eines dem Nachfolger unbequemerem Staatsgeschäftes benutzt und die seit dreißig Jahren okkupirten Balkanprovinzen annektirt hat? Nein: weil es dem Deutschen Reich verbündet und noch nicht entschlossen ist, diese Bundesgenossenschaft gegen einen anglo-russisch-französischen Affekuranzvertrag zu tauschen. Keine Großmacht hat geglaubt, Oesterreich werde die ihm in Reichstadt, auf dem Berliner Kongreß und durch ein geheimes Separatabkommen zugesprochenen Provinzen je wieder räumen. Keiner kann die Beantwortung der Frage, ob Oesterreichs Souveränitätsrecht in diesen Provinzen beschränkt bleiben solle, wichtiger sein als der Türkei, die sich, nachdem ihr ein anständiges Trinkgeld gewährt war, mit der Annexion abgefunden hat. Keine würde sich für Serbiens Sehnsucht nach einem Weg an die Meeresküste erhitzen. Was seit dem siegreichen Jungtürkenputsch geschah, hat aber bewiesen, daß die Einkreisung ziemlich unwirksam bleiben muß, so lange Oesterreich an Deutschlands Seite ausharrt. Frankreich will nicht, Rußland kann noch nicht loschlagen. Die Heere der beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche wären vereint so stark, daß selbst der skrupellose Herr Sewoliskij nicht wagen würde, die Reste russischer Wehrmacht diesem Anprall auszusetzen. Deshalb soll Oesterreich eingeschüchtert und aus dem Bund geängstet werden. Ist dieses Ziel erreicht, dann ist Deutschland in unbequemer Lage und, da Oesterreich sich dem feindlichen Concern anschließen müßte, gezwungen, gegen die kaunizische Koalition (Frankreich, Rußland, Oesterreich unter britischem Patronat) zu kämpfen oder von ihr demüthigende Zumuthung hinzunehmen. Was die Gegner hindern kann, an dieses Ziel ihrer Wünsche zu kommen, muß versucht werden. Und der Staatsmann, der dazu mitwirkt, dient nicht den Habsburg-Lothringern, sondern dem Deutschen Reich. Für dessen Lebensinteresse der höchste Preis nicht zu hoch sein darf; auch der mit dem Blut deutscher Menschen zu zahlende nicht. Und die Erkenntniß der Zahlungsbereitschaft würde genügen.

Vielleicht wäre die Erneuerung des Dreikaiserbündnisses möglich geworden, wenn Deutschland sich für das russische Verlangen der Meerengenöffnung eingesetzt hätte. Frankreich konnte dem Wunsch der nation amie et alliée kaum widersprechen, Oesterreich hatte ihm zugestimmt, und gelang es den Briten, die neuen Tyrannen der Türkei zu ernstlicher Abwehr zu waffnen, so konnten die Botschafter der Kaiserreiche in Peteraburg sagen: Seht seht Ihr, wo Eure Feinde zu suchen, Eure zuverlässigen Freunde zu finden sind. Im-

merhin sprach manches Bedenken gegen den Versuch, den Osmanen auch dieses Opfer noch in der Stundenationaler Erregtheit aufzuzwingen. Da er nicht unternommen ward, blieb keine Wahl. Wir mußten mit Oesterreich gehen. Früher gemachte Fehler tilgt auch der beste Wille nicht binnen kurzer Frist. Jetzt mußten wir. Diese Nothwendigkeit hat der Kanzler erkannt und oft ausgesprochen, daß unser Platz an Oesterreichs Seite sei. Nicht so unzweideutig sprach leider die offiziöse Presse. Als in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gesagt worden war, Oesterreich handle, wie es müsse, und dürfe auch für den Fall schärferen Konfliktes mit Serbien und dessen Protektoren zuversichtlich auf die deutsche Hilfe zählen, erschien in der fast eben so offiziösen Kölner Zeitung ein im Tone einer Bußpredigt gehaltener Artikel, der Herrn von Kehrenthal rieth, „dem kleinen Nachbarstaat aus freier Entschliebung Zugeständnisse zu machen“, und der austro-ungarischen Presse eine mildere Behandlung Serbiens empfahl. Dieser Artikel, den Wolffs Telegraphen-Bureau (auf weissen Weisung?) verbreitete, blieb nicht vereinzelt. Die Folgen? In Paris hieß es, Deutschland werde mit sich reden lassen; in Wien wurde gedruckt, von Deutschland sei nicht viel mehr zu erwarten als, von Zeit zu Zeit, ein Artikel der Norddeutschen, dessen Werth durch lästige Rathschläge der Kölner noch gemindert werde; in den Times las man, Deutschland lasse die Kanonen krachen, um das Rückzugsgeräusch zu übertönen, und in der Daily Mail, Deutschland wolle keinen Krieg und wage ein kräftiges Wort nur, wenn nichts Gefährliches mehr zu fürchten sei. So gehts nicht weiter. Wohin wir mit einer zwiespältigen Politik, einer offiziellen und einer offiziösen, kommen, hat der Marokkostreit gelehrt. Wenn die Presbmannschaft des Auswärtigen Amtes damals nicht, statt der amtlichen, die kaiserliche Politik („des impulsiven Entgegenkommens“) unterstützt hätte, wären die Zumuthungen, denen wir uns dann, dem Reich zum Unheil, fügten, nie an uns gelangt. Dieses Doppelspiel darf sich nicht wiederholen. Um keinen Preis der Glaube entstehen, das Deutsche Reich betheure zwar täglich seine Bundestreue, wolle sich den äußersten Konsequenzen aber entziehen und lasse, um Oesterreich zu Nachgiebigkeit zu stimmen, von biederblickenden Konjunkten deshalb Schonung des serbischen Nationalstolzes empfehlen. Daran mögen die Erben Lombards und die Ueberlebenden der Troisième Allemagne unseligen Angedenkens ihre Freude haben, denen jede in Paris fabrizirte Meinung höchster Bewunderung werth scheint. Wer deutsche Politik machen will, muß zunächst wissen, was Deutschlands Interesse heißt.

Das ist nur gewahrt, wenn Oesterreich-Ungarn den Handel mit allen Ehren und mit greifbarem Vortheil abschließt. Dann wäre dem Islam und den christlichen Balkanvölkern, Europen und ihren Geschwistern bewiesen,

daß Eduards Concern nicht Alles, was ihm beliebt, durchzusehen vermag und daß die zwischen Nordsee und Adria herrschenden Kaismächte Kraft und Ausdauer genug haben, um auch auf einem umlauerten und umdrohten Weg ans Ziel ihres Willens zu gelangen. Noch ist dieser Erfolg nicht sicher. Die wiener Politik ist recht matt und zahm geworden; sie hat von Serbien Frechheiten hingenommen, die mit Würde und Rang einer Großmacht kaum noch vereinbar sind, und immer wieder betheuert, sie sei zur Verständigung mit den belgrader Schreihälsen bereit. Der Starke kann dem Schwächeren mehr erlauben als einem an Macht ihm Gleichen; weicht er aber zurück, so verhält der Hinweis auf seine Stärke. Daß eine Großmacht sich Monate lang von einem Knirps schimpfen, als Straßenräuber denutziren, zu kostspieliger Rüstung und Grenzbesatzung zwingen läßt und das Lämmelchen stets noch mit sanfter Höflichkeit behandelt, ist ohne Beispiel in der Geschichte. Die Rechtsfrage ist rasch beantwortet. Wie Oesterreich seine Provinzen verwaltet und sein Verhältniß zur Türkei ordnet, geht Serbien nicht an; dieser Staat hat nicht das allgeringste Recht, dabei mitzureden und Entschädigung zu fordern, weil Franz Joseph fortan in Bosnien und der Herzegowina der einzig souveraine Herr sein wird. Bleibt die (wichtigere) Machtfrage. Serbien wird von England, Rußland, Italien, seit Eduards pariser Reise auch wieder von Frankreich mit offener Entschlossenheit unterstützt. Wozu sind die vier Mächte entschlossen? Für Serbien, das einen Ausgang nach der Küste braucht, Krieg zu führen? Dann sollen sie's thun. Heute lieber als morgen. Dann soll man ihnen nicht erst Zeit zu gemächlicher Vorbereitung lassen, sondern die Stunde wählen, die in Berlin und Wien den Generalstäben die für den Kampf günstigste scheint.

Die Vier werden sich hüten. In der Reichsduma ist festgestellt worden, daß Rußland kaum das zur Landesverteidigung Nothwendige zu leisten vermöchte; wenn der Kerntruppenrest als *chair à canon* an die Grenzen spedirt wird, sinkt das Reich in Anarchie zurück und das Haus Holstein-Gottorp mag um sein Kaiserrecht zittern. Frankreichs Wehrmacht wird von Allen, die noch in der Vorstellungswelt der siebziger Jahre leben, phantastisch überschätzt. Nicht von nüchternen Franzosen. Die wissen, was sie von einem Kriege gegen Deutschland zu erwarten hätten, und werden ihn meiden, so lange es irgend möglich ist. Mit der Britenflotte wäre in solchem Krieg nicht viel anzufangen, wenn unsere Schiffe sich nicht zur Schlacht stellten und die deutsche Ueberlegenheit in der Luftschiffahrt und Unterseeboottechnik flug ausgeüht würde. Italien wird die erste Entscheidungsschlacht abwarten und dem Sieger dann enthusiastisch erklären, daß es mit seinen heißesten Wünschen immer bei ihm

war. Was wollen die Bier also? In Südosteuropa probiren, was in Nordwestafrika so guten Ertrag gebracht hat. Sie haben gesehen, daß vor und in Algerias das Deutsche Reich jedem Druck nachgegeben hat, und hoffen, dieses angenehme Schauspiel noch einmal zu erleben. Dann wird Oesterreich (dem man die Verständigung mit Rußland, sogar mit Italien bequemer machen würde) von Deutschland abgedrängt oder das Ansehen beider Reiche (nicht nur im islamischen Gebiet) doch so geschmälert, daß von dem Loch im Südosten des Isolirungskreises keine ernstliche Gefährdung mehr zu fürchten ist.

Das darf nicht geschehen. Das wird nicht geschehen, wenn in Wien kein Zweifel darüber bleibt, daß Deutschland diesmal bis ans Ende durchhalten und kein Wille mächtig genug sein wird, die deutsche Politik von dem bedachtsam gewählten Weg je abzubringen. Von dem gewählten Weg? Blicb denn eine Wahl? Dem nur, der auch Oesterreich noch verlieren, das Land Frigens und Bismarcks zum Kinderspott erniedern und dann vielleicht über Vereinigung und Mißachtung jammern wollte. Das muß der Nation gesagt und als Oeffentliche Meinung proklamirt werden. Hat der Meister des Umganges mit Preßmenschen denn ganz vergessen, daß auch ein mündiges Volk auf eine Konfliktsmöglichkeit vorbereitet werden muß? Noch ist nicht versucht worden, die Deutschen zu überzeugen, daß von Ost ein Krieg kommen kann, dem nur ein Tropf zaghaft ausbiegen würde und der nicht, wie die Kurzsicht wähnt, für Oesterreich, sondern für Deutschlands Lebensinteresse zu führen wäre. Reichte 1805 der Blick des Freiherrn vom Stein weiter als 1900 der des Fürsten Bülow? Soll die Nation wieder, wie 1905, in dem Irrglauben gelassen werden, man wolle sie wegen eines Pappenstieles ins Feuer bringen? Sobald sie erkannt hat, welcher Preis auf dem Kampfspiel steht, wird sie ihren Willen zu wuchtiger Geltung bringen und Denen Schweigen gebieten, die Oesterreich zu feiger Nachgiebigkeit rathen und dem Deutschen Kanzler empfehlen, sich den Wünschen der Westmächte anzupassen, die es so gut mit uns meinen und sich so emsig für den Frieden bemühen. Für einen Frieden, versteht sich, der dem Erdkreis zeigt: „Den Berlinern gelingt nichts mehr, und wer sich mit ihnen einläßt, ist schon halb verloren.“ Stolz und hart wollen wir Oesterreich. Eine Registrirkonferenz allenfalls; keine, von der Franz Joseph den Rechtspruch zu erwarten hätte. Kollektionen können in Belgrad nützen, sind in Wien aber, wenn sie die serbische Annahmung direkt oder indirekt fördern, als Makulatur zu behandeln. Hat denn Niemand mehr den Muth, zu wollen? Des Gezeres und Gezeres wäre rasch ein Ende und die Lautesten würden stumm, wenn man draußen erst wieder wüßte: Deutschland ist zur Kraftprobe bereit.

Weshalb ein Lehrer sein Amt verliert.

In achtzehnten November stellte sich mir in meiner Wohnung der junge Lehrer vor, der wegen einer Kaiser-Geburtstagsrede, die er 1908 in Josefow, Kreis Mogilno, bei Gnesen im Kriegerverein gehalten hat, aus dem Lehrdienst entlassen worden ist. Die Entlassung ist mit den folgenden Worten begründet: „Sie haben durch Ihr außerdienstliches Verhalten in gröblichster Weise Ihre Pflichten verletzt und sich der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die Ihr Beruf erfordern, unwürdig gezeigt.“ Paul Gläzmer (so heißt der Uebelthäter) ist zweiundzwanzig Jahre alt und war erst seit zwei Jahren als Volksschullehrer angestellt. Nichts lag gegen ihn vor: seine Zeugnisse lauten günstig. Er macht einen ernsten, sicheren und freundlichen Eindruck. So sieht kein Umstürzler aus, wohl aber ein jugendlicher Idealist edlen Strebens. Der Kriegerverein hatte ihn mit in den Vorstand gewählt und zum Schriftführer ernannt. Alle Schuld liegt also in dem Wortlaut seiner Kaiserrede, die ich mir vorlegen ließ, um einen rechten Einblick in den jetzt herrschenden Geist der preussischen Schulbureaucratie zu gewinnen.

Ich muß gestehen, daß ich mit wachsendem Staunen und mit Beschämung las. Mit Beschämung darüber, daß solche Worte einer ehrlich patriotischen, mannhaften und durchaus wahrhaftigen Gesinnung in Preußen einen Beamten um Brot und Stellung bringen können. Die Rede verdiente als Denkmal reaktionärer Unbuddsamkeit, als ein Zeugnis gegen den Geist des Herrn Minister Holle eine Weiterverbreitung. Es würde dann selbst den Kurzsichtigen klar werden, wie leicht sich unsere Regierung über die wichtigsten Grundlagen unserer Verfassung hinwegsetzen zu dürfen glaubt, wenn es gilt, liberale Anschauungen zu bekämpfen, die unser Bürgerthum in seiner Blüthezeit besaßen und die bei nationalsozialen und liberaldemokratischen Parteien auch heute noch in Ehren stehen. Die Rede beginnt mit einem wahren Hymnus auf das Kaiserthum:

„Unser Kaiser an der Spitze eines auserwählten Volkes. Wie hat er sich würdig erwiesen, Herrscher zu sein über die Nachkommen des alten stolzen Germanengeschlechtes! Wilhelm II. ist bis jetzt der glänzendste Vertreter des neu gegründeten Deutschen Reiches; sein Stern wird einst noch heller strahlen. Wir dürfen wohl mit Stolz und rühmen, daß kein anderes Volk der Erde einen solchen Herrscher aufzuweisen hat. . . Alle Welt richtet die Augen auf ihn. Ueberall hat er glühende Verehrer und Bewunderer. . . Wilhelm II. ist eine Persönlichkeit, eine faszinirende Persönlichkeit.“

In diesem Festton ist die ganze Rede gehalten; geht dann freilich auch zu kritischen Betrachtungen über. Heute kenne man kein Fürstenthum, das auf steiler Höhe über dem Volk stehe, sondern eins, das im Volk stehe und fest wurzele. Von der Sozialdemokratie rückt Gläzmer ab:

„Ich will keineswegs für die Sozialdemokratie werben. Unser Vaterland

würde erst vollen Ruhm von ihr haben, wenn aus Sozialdemokraten mehr soziale Demokraten werden, die über ihrem Parteiinteresse nicht das Wohl des gesamten Volkes aus dem Auge verlieren. Doch gilt diese Forderung eben so, wenn nicht in höherem Maße, den angeblich staatshaltenden Parteien, die als solche mit besserem Beispiel vorangehen müssen.“

Damit kommen wir schon in den Bereich der sechs Stellen der Rede, an denen die Schulbehörde Anstoß genommen hat. Ich lasse sie hier folgen:

1. „Man wird den Krieg als eine Verirrung des Menschengesistes erkennen, die des Menschen im zwanzigsten Jahrhundert nicht mehr würdig ist“. Eine Meinung, im Kriegerverein nicht gut am Platz, aber doch nicht frevelhaft. Selbst Kant schrieb bekanntlich über den ewigen Frieden und Heinrich von Treitschke hielt es für nötig, mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit gegen „diese Einseitigkeit einer allzu bürgerlichen Gesinnung“ aufzutreten, in der sich nach seiner Meinung die allerbedenlichsten Gebrechen unseres Liberalismus, der ganze Unfug des kleinstaatlichen Bildungsganges offenbarten. Aber täglich werde von hundert Zirkungen jene alte Irrlehre vom ewigen Frieden von quälerischen Schwärmern, weiblichen Naturen und den Vertretern einer staatsfeindlichen Lehre alten Naturrechtes als allerneueste politische Weisheit vorgeführt. Und zu diesem Bodensatz längst überwundener Doktrinen gesellen sich der Materialismus unseres erwerbenden Jahrhunderts, das Ramonspriesterthum der Manchester Schule, dem natürlich eine entsprechende nationalökonomische Theorie Berechtigung erlämpfen müsse. Wenn nach seinem Zeugniß von zehn deutschen Lehrbüchern der Staatswissenschaft neun das Heer in einen bescheidenen Winkel ihres Systems bringen und nur als ein Werkzeug der auswärtigen Politik behandeln, so darf man doch einem jungen Lehrer von zweiundzwanzig Jahren nicht übelnehmen, daß auch er der Hoffnung Ausdruck gab, der Krieg werde ganz aus der Welt scheiden und die Riesenheere entbehrlieh machen. Und wenn jetzt alle Staaten den haager Friedenskongreß beschicken, so darf auch diesem jungen Lehrer eine Gemüthsanwandlung im Geiste der Bertha von Suttner doch gewiß nicht zum Verbrechen angerechnet werden. Die humane Lehre der Friedensapostel findet Anhänger in allen Ländern und unter allen Parteien. Sie mag utopistisch sein. Zugegeben. Aber unser junger Lehrer hat eben so gut wie unser Kaiser und unsere Minister das Recht, von dem so reichlich Gebrauch gemacht wird, Fehlerhaftes zu behaupten. Ich hätte ihm Luthers Schriftchen „Ob Kriegerleute auch in seligem Stand sein können“ und Treitschkes Aufsatz über „Das konstitutionelle Königthum“ (Historische und politische Aufsätze) zur Lectüre empfohlen; da fände er eine wahre Apologie und Verherrlichung des Krieges: ohne den Idealismus des Krieges sei ein echter politischer Idealismus gar nicht möglich.

2. „Unsere Demokratie wäre nicht so radikal, wenn es keine preussischen Junker gäbe.“ Wieder nur eine Meinung, die als solche weder falsch noch

irgend strafbar ist. Indem er selbst tadelnd die Demokratie als radikal bezeichnet, bekennt er sich als ihren Gegner, mindestens nicht als ihren Anhänger. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das Junkersystem in Preußen an dem raschen Wachsthum der demokratischen Parteien die meiste Schuld trägt; diese Parteien nennen bekanntlich das preußische Abgeordnetenhaus ein Junkerparlament, die preußische Schule eine Junkerschule. Weßhalb soll dem Paul Häßler zu sagen verboten sein, was eine historische Thatsache und in Aller Runde ist? Etwa, weil er Beamter war? Ist der preußische Beamte zum Schweigen, ist er zum Konservativismus verpflichtet? Genießt nicht auch er das in der Verfassung garantierte Recht, das dem Staatsbürger durch die Artikel 27 und 28 Freiheit der Meinungsäußerung durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung sichert? Mehr und mehr gewinnt es freilich den Anschein, als sollten die preußischen Lehrer als Bürger zweiten Grades behandelt werden. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die deutsche Beamtenschaft, als der Welfenkönig einst seinen Beamten das cynische Sprichwort einschärfen ließ: „Weß Brod ich esse, Deß Lied ich singe.“ Die Meinung, daß der Beamte nur innerhalb der Schranken des Geheißes zum Gehorsam verpflichtet sei, stand noch nach Treißjahres in dem großen Kriegsjahr niedergeschriebener Ueberzeugung in Deutschland unerschütterlich fest. Steht sie auch heute noch unerschütterlich fest?

3. „Es würde mit unserem Kaiser ein solcher Kult nicht getrieben werden, wenn Jeder seinen Stolz dasein setzte, selbst eine Persönlichkeit zu sein.“ Wenige Wochen, nachdem diese Worte im Kriegerverein des tadurch bekannt gewordenen posener Dorfes Josefowo gesprochen wurden, ging durch ganz Deutschland die laute Klage über das persönliche Regiment, über den verderbenden Einfluß byzantinischer Hofbeamten, über die Streberei im Beamtentum und über das ganze unmännliche Treiben der Hurrupatrioten, die durch einen falschen Personenkultus dem Kaiser die richtige Werthung der Volksstimmung sehr zum Schaden für Kaiser und Reich erschwert haben. Was auch im Reichstag von den berufenen Vertretern der Volksstimmung offen bekannt wurde: soll Das strafbar sein, wenn es ein Lehrer im engen Kreise bekennt? Seine Klage ist durchaus berechtigt. Wir haben seit Jahrzehnten den Anblick eines aufrechten Mannesstolzes mehr und mehr entbehren müssen, eines Stolzes, der zwar dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist, dabei aber sich selbst nicht aufgibt.

4. „Eine elende Unterthanengefinnung macht sich breit, die nur das Gehorchen kennt, Kriecherei und Heuchelei im Befolge hat.“ Sollte diese wahre Darstellung etwa als Majestätbeleidigung bewerthet werden? Dann waren sämtliche Kaiser-Interpellationen im Reichstag Majestätbeleidigungen. Haben wir es nicht Alle als eine Erlösung empfunden, daß sich endlich die wahre Volksstimmung hervormagte und daß öffentlich dabei hervorbrach, was seit Jahren wie ein schleichendes Feuer in der Volksseele glühte und schwälte?

Sollen wirklich die wenigen Männer als unwürdig ausgestoßen werden, deren Wahrheitsliebe und Mannesmuth eine gefährliche Aufrichtigkeit der bequemen Heuchelei vorzogen? Waren wir wirklich schon — gliscente adulatione — von Staates wegen bei der Seneca Tragödie angekommen, dem ein unter tyrannischen Kaisern geführtes Leben die Einsicht brachte: „Der Weise wird nie den Zorn der Mächtigen erregen, wird ihm lieber ausweichen, genau wie dem Sturm bei der Seefahrt“, wozu er als noch gesteigerte Lebensklugheit empfiehlt, vor Allem den Schein zu meiden, als weiche man vor der Verderben drohenden Macht zurück. Denn ein Theil der Sicherheit bestehe gerade darin, vor der Macht nicht zu fliehen, weil ja verurtheile, wer fliehe.

Wir hatten es allerdings schon weit gebracht in der Stimmung- und Gesinnungsfälschung. Schon hatten bei uns Viele sich beschieden, Dinge und Menschen zu nehmen, wie sie sind, *bonos imperatores voto expetere*, wie Tacitus empfiehlt, *qualescunque tolerare* und durch schwierige Verhältnisse sich so kluglich hindurchzuminde, daß man weder seine Ehre offen schädigte noch sich Gefahren aussetzte, also einen Mittelweg einzuschlagen zwischen *abruptam contumaciam et deforme obsequium* (sthem Troß und schimpflichem Gehorsam: Tacitus), auch *utilia honestis miscere*, Das heißt: Gesinnungstüchtigkeit zu markiren. Man ließ es auch schweigend geschehen, daß deutsche Fürsten noch immer von ihren Unterthanen sprachen, obgleich es im Deutschen Reich nicht mehr Unterthanen giebt, sondern nur freie Bürger, die mit ihren Fürsten in einem staatsrechtlichen Vertrage leben, der beide Theile bindet. Wenn dabei eine „elende Unterthanengefinnung“ gedieh, so verdieneten all die Männer Dank, die rechtzeitig vor der Gefahr einer solchen unwürdigen Selbstentäußerung warnten. Bekanntlich ließ Fichte es nicht ungerügt hingehen, daß man während des ruhmvollen Freiheitskrieges noch „gottelasterlich von Unterthanen rede“, und klagte, daß die Formel „Mit Gott für König und Vaterland“ den Fürsten gleichsam des Vaterlandes beraube. Die einzigen Majestätsverbrecher sah er in jenen Leuten, die den Fürsten empfahlen, ihre Völker in der Blindheit und Unwissenheit zu lassen.

6. „Bei uns darf kaum Jemand, der vom Staat irgendwie abhängig ist, seine Meinung frei äußern, ohne für seine Stellung fürchten zu müssen.“ Nach den vielfachen Maßregelungen preussischer Prediger und Lehrer wegen mangelnder Rechtgläubigkeit erkenne auch ich in dieser Angabe nur die scheue Bestätigung von Thatsachen. Man hätte von Mädmier den Beweis der Wahrheit fordern und ihn dann als einen Bekenner der Wahrheit unbehelligt lassen sollen. Aber noch fehlt sein letztes Delikt.

7. „Unser vielgepriesenes deutsches Heer ist mit seiner Erziehung zum blinden Gehorsam keine Schule zur Entfaltung freier Persönlichkeiten.“

Seine vorgesetzte Behörde und das preussische Ministerium sind anderer

Reinung; sonst würden sie dieses Wort nicht mit unter ihre Disziplinalgewalt gestellt haben. Nur ist fraglich, ob unsere Arme eine solche Erziehung zur freien Persönlichkeit überhaupt anstrebt. Und wenn sie Das nicht thut, so will und braucht sie es auch nicht zu erreichen. Die Soldaten, die vor Gericht, allem ermuthigenden Zuspruch zum Trotz, statt ehrlich die Wahrheit zu bekennen, auf alle Fragen nur die stereotype Antwort wußten „Zu Befehl!“, machten nicht den Eindruck freier Persönlichkeiten. Auch was uns Eduard Goldbeck aus eigener Beobachtung über den „Henker Drill“ im deutschen Heer soeben erst berichtet hat, bestätigt Gläsmers Behauptung. Die häufigen Soldatenmißhandlungen mit ihren Folgen, den Soldatenselfstmorden, thun es auch.

Damit ist das ganze Beschwerdematerial wörtlich, urkundlich vorgelegt. Man erklärte den Gläzmer für einen Sozialdemokraten und denunzierte ihn als Solchen bei der Behörde. Wir wollen uns die Männer merken, die sich auf solche Weise um ihr Vaterland verdient machen. Nach Angabe des Kreis-
schulinspektors Lösche in Rogilno sollen es sein: der Vorsitzende des Kriegervereins, ein pensionirter Lehrer, der sich durch Gründung und Leitung von Kriegervereinen angenehm bemerklich macht, und ein zufällig anwesender Herr, der Sekretär war bei einem Herrn Karst, ehemaligen Bürgermeister in Bomst.

Wie verlief nun das Verfahren? Auch Das ist beachtenswerth.

Zunächst forderte der Kreis-
schulinspektor den Vortrag ein. Das ist gesegwidrig und unbillig; denn es ist ein allgemeiner Rechtsgrundsatz, daß Der, gegen den ein Verfahren anhängig gemacht werden soll, zwar berechtigt ist, Erklärungen zu seiner Rechtfertigung abzugeben, dazu aber nicht gezwungen werden kann. Dieser Grundsatz muß auch für ein Disziplinarverfahren Anwendung finden. Gläzmer hätte sein Manuskript nicht ausliefern und die Behörde veranlassen sollen, ihm nur die Redewendungen und Behauptungen, die beanstandet wurden, zur Aeußerung vorzulegen. Nach Einsendung des Manuskriptes vernahm den Angeklagten im Auftrag des Regierungspräsidenten aus Bromberg der Regierungsschulrath Bod. Darüber berichtet Gläzmer: „Zunächst suchte man mir zu beweisen, daß ich den Zweck und die Bedeutung einer Festrede gar nicht kenne. Zweitens sollte ich einsehen, daß ich alle meine Behauptungen nur blind nachgesprochen, nachdem ich sie irgendwo gelesen hätte.“ Hier sei mir ein Zwischenwort gestattet. Wo soll denn der junge Lehrer seine Kenntnisse hernehmen, wenn nicht aus Büchern oder durch blindgläubige Hinnahme des ihm im Seminar gebotenen Trodensutters? Verlangt man von ihnen nicht, daß sie kritiklos annehmen, was ihnen in ihren Lehrbüchern vorgelegt wird? Oft das wunderlichste, abstrusste Zeug, ein Wust von altem Dogmenplunder. Gläzmer bekannte, daß er meiner Schrift „Erziehung zur Mannhaftigkeit“ Anregung verdanke. Ich gestatte mir, meine Arbeiten für eben so werthvoll zu halten wie Das, was königliche Kreis-
schulinspektoren in ihren Lehrbüchern,

jumal an Gefinnung und Glauben, liefern. Doch zurück zu dem Berichte des Lehrers Gläzmer: „Ich gab zu Protokoll, daß ich bedaure, gerade im Kriegerverein so gesprochen zu haben, und versprach, daß ich solche Anschauungen bei solchen Gelegenheiten öffentlich nicht mehr vertreten werde. Dann richtete der Regierungskommissar an mich die Frage, ob ich persönlich diese Behauptungen noch aufrecht erhalte. Ich antwortete „Ja“ und rief dadurch einen Sturm sittlicher Entrüstung hervor. Da ich aber um meine Stellung fürchtete, so ließ ich mich zu der Erklärung herbei, daß ich die in der Rede vertretenen Anschauungen nicht in vollem Umfang aufrecht erhalte. Trotzdem erfolgte auf dieses Verhör hin meine Entlassung.“ Unglaublich! Erst bricht man dem armen Menschen das Rückgrat und dann setzt man ihn trotzdem vor die Thür. Gläzmer erklärte darauf der Regierung, daß er nach so traurigen Erfahrungen seine Behauptungen aufrecht erhalte, und bat, ihm den wahren Grund seiner Entlassung anzugeben. Darauf folgte ein ablehnender Bescheid. Nun meldete Gläzmer den Vorfall dem Herrn Minister Dr. Holle und bat, der Minister möge selbst prüfen, ob aus der Rede eine Gefinnung spreche, die eine so herbe Strafe verdiene. Und das Ergebnis? Seine Entlassung ist bestätigt worden.

Ein anderer Lehrer, Johannes Kling, der zur Zeit in Thorn als Einjähriger dient, hatte der Rede seines Freundes durch lautes „Bravo“ Beifall gespendet. Auch er sollte seinen Widerruf zu Protokoll geben. Da er Das mannhaft ablehnte, erhielt er von der Regierung ein scharf mißbilligendes Urtheil und ihm wurde eröffnet, daß er von der Zweiten Prüfung, zu der er bereits zugelassen war, „wegen mangelnder sittlicher Reife“ zurückgestellt werden müsse. Das bedeutet für ihn einen Verlust von mindestens einem Jahr Zeit und auch ein Fünftel seines Gehaltes geht ihm damit bis auf Weiteres verloren.

Leider findet dieses Vorgehen der Regierung im Parlament den Beifall der Rechten, die doch recht eigentlich berufen wäre, für Recht und Gesetz einzutreten. Als der Sozialist Ströbel im Abgeordnetenhaus auf die Maßregelung der zwei Lehrer zu sprechen kam, wurde er durch den Präsidenten Herrn von Kröcher unterbrochen und durch den Lärm der Rechten niedergeschrien. Gewalt geht vor Recht. Ich verstehe nicht, wie sich das preussische und deutsche Volk eine solche Tyrannei bieten lassen kann, durch die der Werth unserer Parlamente als einer Vertretung des Volkswillens rein illusorisch wird. Ich bilde mir ein, in England wäre Vergleichen unmöglich, würde als eine Verhöhnung der Volksrechte empfunden werden und einen Sturm der Entrüstung im ganzen Volk erregen. Bei uns ist Jeder froh, wenns nur nicht die eigene Partei trifft; es fehlt gar schmerzlich an einem gesunden öffentlichen Rechtsbewußtsein und an politischer Reife. Auch fühlen sich nur wenige Schriftsteller berufen, wie Vittorio Alfieri di far con penna ai falsi imperj offesa. Aber die stille Erbitterung wächst: während der letzten Interpellationen im Reichstag bekam man ein Stück davon zu sehen.

Nachdem uns der Kaiser versprochen hat, unter Wahrung der verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten zu regiren, dürfen wir fordern, daß unsere Behörden das Selbe thun. Es ist reinste Willkür, wenn die Regierung behauptet, der Lehrer Gläser habe in „gröblichster Weise seine Pflichten verletzt und sich der Achtung, des Ansehens und des Vertrauens, die sein Beruf erfordern, unwürdig gezeigt.“ Mit diesem Kautschukparagraphen eines völlig veralteten Disziplinargesetzes kann die Reaktion jede Regung freiheitlichen Geistes, jeden Versuch einer Kritik niederschlagen — und thut es leider auch. „Pflichten verletzt!“ Welche Pflichten? Außerhalb des Dienstes darf der Beamte seine staatsbürgerlichen Rechte frei ausüben. Das garantirt ihm die von allen Beamten beschworene Verfassung. Achtung, Ansehen und Vertrauen hat Gläser auch nur bei den Vertretern eines krankhaften und, wie der Erfolg uns belehrt hat, dem Staat höchst gefährlichen Hyperbyzantinismus verloren. Was er behauptet hat, Das könnte man zum Theil auch bei dem streng konservativen Paul de Lagarde, dort aber in einer viel rücksichtloseren Sprache finden. Weshalb hat man denn meine Schriften nicht unter Anklage gestellt, die auch viel schärfer gegen bestehende Mißstände in Staat und Schule vorgingen als dieser jugendliche Festredner? Glaubt man, nur den Volksschullehrern Alles bieten zu können? Bei mir (und ich bin auch ein Preuße) haben Gläser und Kling an Achtung, Ansehen und Vertrauen gewonnen. Eben so bei einem preussischen Lieutenant, der an Gläser eine Karte schrieb: „Dem Mann in des Wortes edelster Bedeutung sendet hochachtungsvolle Grüße Lieutenant (folgt Name), konservativ bis in die Knochen; bitte, werden Sie nicht Sozialdemokrat!“ Eben so bei „vielen freien kölnen Bürgern“, die ihm schrieben: „Bravo! Versichern Sie unserer aufrichtigsten Hochachtung! Kopf hoch! In bürgerlichen Kreisen, als Literat, Redakteur, Kaufmann, verdienen Sie das Doppelte des Hungergehaltes eines preussischen Schulmeisters, der doch nur Büttel und Hausknecht seines Pastors und Landraths ist. Jetzt erst recht breiten Sie unter den dortigen Bürgern freie Gedanken aus! Nieder mit den preussischen Junkern!“

Ungeheuerlich finde ich vor Allem, daß man gegen einen so jungen Lehrer, statt ihn mit dem üblichen „Wohlwollen“ auf die gewünschte Bahn zu bringen, sofort mit der härtesten Strafe vorgeht. Weshalb denn sofort verzweifeln, wenn der junge Rost auch etwas wild schäumt? Wo bleibt da die zu oft betonte Christenliebe und wo die väterliche Fürsorge für die junge Beamtenschaft? Durch solche Härte kann die Beamtenschaft nur erbittert und so verschärfert werden, daß sie schließlich dem politischen Leben ganz fern bleibt.

Wie lange will sich unser Volk eine solche Mißhandlung der Volks-erzieher, eine solche Versklavung der Lehrer noch gefallen lassen, denen sie die hohe Aufgabe anvertrauen muß, aus Kindern aufrechte deutsche Männer und Frauen heranzubilden? Ich meine, das Schuldmaß des Herrn Holle wäre voll.

Viel Widerstandskraft traue ich ihm an sich nicht zu, obgleich er Alles für sich hat, was dem Fortschritt fremd ist; und Das ist in Preußen die Uebermacht.

Fürst Bülow hat am neunzehnten Januar im Abgeordnetenhaus gesagt, daß mit seiner Einwilligung kein Beamter wegen der Bethätigung liberaler, freisinniger Gesinnung zur Verantwortung gezogen werde. Er lasse den Beamten ihre politische Ueberzeugung, greife in ihre außerdienstliche politische Thätigkeit nicht ein, lasse einen Beamten nicht als suspekt behandeln, weil er freisinnig wählt oder zur Freisinnigen Partei gehört. Im Fall Gläzmer ist offenbar von den dem Kanzler unterstellten Beamten gegen diese Grundsätze gefehlt worden. Fürst Bülow hatte freilich gesagt, ein Beamter dürfe sich nicht zur Sozialdemokratie bekennen. Das hat aber Gläzmer nicht gethan, sondern durch Mitharbeit am Kriegerwortein „Königstreue“ Gesinnung bewiesen.

Ueber die Beamten hat nach erneuter Versicherung des Fürsten Bülow nur der Vorgesetzte, aber „unter Wahrung der Rechtsgarantien“, zu entscheiden. Ich glaube, gezeigt zu haben, daß in diesem Fall die Rechtsgarantien keinen Schutz gewährt haben. Das würde sich übrigens mit meinen eigenen Erlebnissen decken. Auch von mir forderte das Königliche Provinzial-Schul-Kollegium in Berlin gegen Recht und Billigkeit schriftlich den Wortlaut meiner etwa drei Wochen vorher in einer öffentlichen politischen Versammlung während der Debatte extemporirten Rede ein und mußte erst von meinem Rechtsbeistand sich sagen lassen, daß sie dazu nicht berechtigt sei. Ich mußte eine Wahrung der Rechtsgarantien ferner schmerzlich vermissen, als mein an den Herrn Kultusminister Dr. Studt gerichtetes Gesuch, gegen mich ein Disziplinarverfahren einzuleiten und mir dadurch die Möglichkeit zu geben, allerlei falsche Anschuldigungen und üble Nachrede zu widerlegen, unbeantwortet blieb. Ich war nach Eingabe des Gesuches noch ein Jahr lang Beamter, hatte also Rechtsanspruch auf den Schutz meiner vorgesetzten Behörden; aber mein Gesuch ist nie irgendwie amtlich erledigt worden. Ich habe darüber schon öffentlich in meiner Brochure „Mein Kampf um die Wahrheit“ Beschwerde geführt. Die mir vorgesetzte Behörde hat die darin ausgesprochenen Beschwerden schweigend entgegengenommen, damit also doch wohl das Sachliche seines Inhaltes als zutreffend anerkannt. Diese Brochure schrieb Einer, der sich für einen echten Patrioten hält, der zu Bismarcks Tagen noch freikonservativ war und des ersten Kanzlers glühender Verehrer bis heute ist; Einer, den die gesammte politische Entwicklung immer weiter nach links gedrückt und bureaukratisches Ungeschick aus dem Amt hinausgedrückt hat; Einer, der zum Rechtsinn des Fürsten Bülow Vertrauen hat und ihn deshalb bittet, sich auch der unbillig behandelten preussischen Lehrer anzunehmen.

Steglich.

Professor Dr. Ludwig Gurlitt.

Weimar.

So schön sah ich Weimar nie wie diesmal im Raubreis. Der Himmel wie blaßblaue Seide, die hohen Bäume des Parks und der Gärten blinkend wie Silberstickerei. Die Zweige hingen dick und schwer. Weimar ein Wintermärchen. Keine Fremden mit rothen Büchern und langstieligen Augen; nichts stört die Beschaulichkeit und die Stadt geht ihren kaum merkblichen, schläfrigen Gang. Die Bürgerhäuser, mit farbiger Lünche leicht getönt, stehen in gedrängten Zeilen mit schlichten Wänden, verbogen und gekrümmt, als wären sie aus Pappe. Altoäterische Bauart, spießbürgerlich, aber nicht unfreundlich. Was sind hundert Jahre hier? Hier träumt Alles zurück in die Vergangenheit. Die Bastille, ein kleiner, tropiger Rest alter Historie, spielt den Baumaßstab; man lächelt über den Schüler. Ein einsamer Wachtposten friert vor dem Schloß; er fühlt sich als Dekoration, wie die Bastille. Alter Gewohnheit gemäß mache ich Besuch bei Goethe, schelle in seinem Gartenhaus die Wächterin heraus, schlendere dann durch den Park, der heute märchenhaft ist, zurück und klopfe bei seinem Stadthaus an. Beim neuen Hoftheater gehe ich vorüber, das ein Wenig hart und sperrig dasteht, trotzdem es sich an die alte klassizistische Bauform anlehnt. Ein Zeichen, das doch hundert Jahre was bedeuten. Es geht nicht so ganz mit der Anlehnung; trotz Schulze-Raumburg. Aber sonst winkt überall an ehrwürdigen Stufen das Marmorbild der klassisch nachempfindenden Zeit und grünt der ewige Dichterlorber. So sehen wir Weimar. Rein mechanisch gehe ich durch alle Thore und alle Thüren, durch die Flucht von Gedächtniszimmern und empfinde schauend das imaginäre Leben, das hinter diesen toten Dingen steht. Genieße es auf meine Weise. Hier wird Alles Traum in unseren Augen, von hohen und lieblichen Schattenbildern erfüllt. Man kennt natürlich diese verehrungswürdigen Schatten, und wenn man Weimar sagt, denkt die ganze Menschheit ungefähr das Selbe, ob sie nun hier ist oder nicht. Trotzdem läßt man sich gern, wie in der Kinderstube, immer wieder die selben altbekannten, liebgewordenen Dinge erzählen. Besonders, wenn sie geschickt und kurzweilig vorgebracht sind. So habe ich ein neues Buch bei mir, „Weimar“ von Paul Rühn, verlegt bei Klinkhardt & Biermann in Leipzig, einen lieben, unterhaltamen Führer, der das Schattenspiel meisterlich dirigirt, mit seinem Stäbchen die Figuren erklärt wie in einem Puppenkasten und das Leben, Wohnen und Dichten in einer bunten Bilderreihe trefflich vorführt. Durch ihn wird man, so zu sagen, Intimus des weimaraner Musenhofes, macht einen Diebesblick in alle Fenster, lernt all die hohen Herrschaften ein Bißchen im Regligé kennen und freut sich, all die längst in die Literatur gebrachten zarten Geheimnisse aufs Neue zu lüften, freut sich vorzüglich deshalb, weil es mit größter Geberde geschieht.

Über eigentlich wollte ich diesmal in Weimar nicht die Vergangenheit auffuchen, sondern die Gegenwart. Daß ein neuer Vorber in Weimar blüht, weiß ja die Masse der Touristen nicht. Ich darf ihnen deshalb davon erzählen, daß ich auf einem Umweg über Goethes Gartenhaus und über das Vorkenhäuschen im großherzoglichen Park nach der Kunstschulstraße ging, wo Van de Velde das Atelierhaus seines kunstgewerblichen Seminars gebaut hat und schafft. Ein lang hingestrecktes Gebäude von guter Silhouette, im rechten Winkel um einen großen Vorgarten gelegt, darin Plastiken stehen, im Ganzen puritanisch einfach, besonders im Inneren, schön nur durch die räumliche Proportion. Van de Velde hat ein Schulprogramm auf praktischer kunstgewerblicher Werkstättenarbeit verwirklicht, das in diesem Umfang in Deutschland einzig dasteht. In den Werkstätten, die alle Disziplinen umfassen, herrscht rühriges Leben. Natürlich interessiert mich hier nicht so sehr das bekannte technische Element, sondern das künstlerische, vor Allem das Schaffen des Künstlers selbst. Pläne, Entwürfe, Modelle neuer eigenartiger Architekturschöpfungen. Einen großen Landstich für einen bekannten deutschen Kunstfreund, ein weitläufiges, harmonisches Auf und Ab von Herrenhaus, langen Nebengebäuden, abgestuften Gärten, Mauern und Terrassen, ein Wohlkaut von Linien und Konturen, ein feierlicher Aufzug von Flächen und Wandungen, durch starke architektonische Accente rhythmisch geordnet. Das Modell eines Theaters, mit einem idealen Zuschauerraum, gang auf die elegante Kurve des modernen Flachbogens gestellt, ein prachtvoller Linienbreitlang, darin die Kurve des Parketts, der horizontalen Umfassung und der parabolisch darüber hinspringenden Decke zusammenklingen. Des Künstlers Linie, zuerst Ornament, ist schließlich, aus innerem Zwang, Architektur geworden. Denn diese Linie beschreibt die Wesenheit seines Empfindens, seines Raumideales, seiner Formanschauung und ist untrüglicher Maßstab und die elementare Einheit, daran die Harmonie seiner Werke und ihr Zusammenhang mit dem noch wenig erkannten Zeitstil zu messen ist.

Ein Modell ist da, von dem man mehr sagen muß, weil es in kürzester Zeit das Tagesinteresse beschäftigen wird. Hoffentlich rückt es von da hinaus in das Sein dauernder Kunstgüter, für das es berufen erscheint. Das Denkmals für Ernst Abbe, den vor einigen Jahren verstorbenen Begründer der berühmten Zeiß-Stiftung in Jena. Die deutschen Künstler haben sich mit der Aufgabe schon eine Weile beschäftigt, aber die Resultate befriedigten nicht. Zuletzt hat Van de Velde einen Entwurf gemacht; und dem stimmte die Arbeiterkommission einmütig zu. Dagegen erhob eine Künstlergenossenschaft Protest und betraf sich auf den nationalen Standpunkt. Einem im Ausland geborenen Künstler dürfe die Aufgabe nicht zufallen. Künstlerisch, nicht wahr? Was hat die Sache Abbes mit dem nationalen Standpunkt zu thun? Was hat die Kunst damit zu thun? Und vor Allem: Lebt dieser Künstler nicht in Deutschland? Hat er seine

Denkmal der Arbeit auf. In der Mitte des Raumes wird das Standbild-Abbeß stehen.

Man spürt die elementare Gewalt, die hier ist, wie in jedem echten Kunstwerk, spürt die wunderbaren Proportionen, die abstrakte Musik der Linien und fühlt sich in Gegenwart sinnvoller Gedanken, die Form geworden sind, Anschauung, Körper, sinnliches Leben, Schönheit. Alles andere Wissen um diese Sache der Kunst ist nüchterne Klügelei, ist nichts, wenn dieser Anhauch fehlt. Nun, Gott sei Dank, die Arbeiter haben diesen Anhauch auch gespürt. Er geht nicht den Weg über die Gelehrsamkeit. Und man darf hoffen, daß auch die anderen Mächte, die über Sein oder Nichtsein dieser edlen Sache zu entscheiden haben, die Elementarkraft spüren werden.

Damit sind unsere Gedanken schon nach Jena gewandert. Weimar ist das eine Idyll, Jena ist das andere. In Weimar residirt die Dichtung und die Kunst; in Jena die Wissenschaft und die moderne Arbeit. Hier haben die beiden Lebensmächte sich brüderlich verbunden und den nie verwellenden Kranz der Vergangenheit auf die Stirn gedrückt. Mit heimlichem Leuchten verkünden die schlichten Tafeln an den Häusern den alten Ruhm, während drüben die Fabrikarbeit geht, im Volkshaus die Bildung gepflegt wird und die Universität, als lebendige Kraft, in dem Ganzen wirkt. Nur der Neubau der Universität will mir nicht gefallen. Er ist nicht alter Ruhm, auch nicht neuer Ruhm, ist nicht Alterthum, sondern Alterthümelei, Klösterlicher Konvikts, nicht moderne Universität. Es hätte das Opfer eines ganzen Lebens gelohnt, der Universität den kongenialen Bau zu geben. Möge die hohe Schwester Kunst aus Weimar herüberkommen und dieses Abbe-Denkmal schaffen dürfen, das nicht nur ein Denkmal für diesen einzelnen Mann ist, sondern das künstlerische Symbol unserer modernen Arbeit!

Dresden.

Joseph August Zug.



In Weimar ist noch viel Gutes beisammen und Sie werden nach und nach in den höheren Kreisen eine Gesellschaft finden, die den besten aller großen Städte gleichkommt. Wo finden Sie auf einem so engen Fleck noch so viel Gutes? Wir besitzen auch eine aus- gesuchte Bibliothek und ein Theater, das den besten anderer deutschen Städte in den Hauptsachen keineswegs nachsteht. Wo bin ich nicht überall gewesen! Aber ich bin immer gern nach Weimar zurückgekehrt. (Goethe.) Er sprach viel über Jena und über die Einrichtungen und Verbesserungen, die er in den verschiedenen Branchen der Universität zu Stande gebracht habe. Für Chemie, Botanik und Mineralogie, die früher nur behandelt wurden, so weit sie zur Pharmazie gehörten, habe er besondere Lehrstühle eingeführt. Vor Allem sei für das Naturwissenschaftliche Museum und die Bibliothek von ihm manches Gute bewirkt worden. (Edermann.)



Der Weg ins Freie.

„Bis Du erkennst, wie eitel all Dein Thun,
Und jagend Dich dem irren Walten weigst:
Die Stunde kommt, da Du in greisem Ruhn
Bermüdet schweigst.“

Im Deutschland herrscht, seit Wilhelm der Zweite den Thron bestiegen hat, der Superlativ. Nur eine Minderheit wehrt sich schon seit Jahren gegen die großen Worte und will sie für wahrhaft große Gegenstände aufgespart wissen. Die Unsitte aber, stilistisch Abers Ziel hinauszuschießen, ist auch in die Kritik (besonders in die Kritik epischer Werke) eingedrungen. Die Kritiker der dramatischen Literatur hüten sich, seit Hauptmanns débâcle, etwas sorglicher davor, enthusiastisch zu sein. Qui trop embrasse, mal étroint: Wer zu viel sagen will, sagt zu wenig. Ich möchte also von einem Buch, das in die Kategorie der „stillen Bücher“ gehört, ohne marktschreierisches Pathos sprechen. Nichts wäre schlimmtrüger, als gerade dieses Buch mit Charlatangeberden anzupreisen.

„Der Weg ins Freie“ von Arthur Schnitzler (S. Fischers Verlag). Der Roman könnte eben so gut „Das Leben ein Traum“ heißen; und mit diesem Titel wäre Das ausgesprochen, was für mich den feinsten Reiz des Buches ausmacht. Die Menschen, die Häuser, die Landschaften sind mit einem dufstigen Schleier übersponnen, Nebel liegt um sie und über ihnen, aber kein nordisch feuchter, sondern südl. strahlender: Sonnennebel, Märchennebel. Alle „Figuren“, die auftreten . . . doch nein, Das klingt zu mechanisch, also: alle „Menschen“, die auftreten, sind doch nur Schatten, nur Silhouetten. Dem Buch fehlt jede Plastik. Und nun ist es sonderbar, wie dieser Mangel allmählich, ganz allmählich zu einem hohen Vorzug wird. Eine wundervolle Einheitlichkeit ist die Folge dieser lediglich zeichnerischen Erzählweise. „Der Weg ins Freie“ ist ein ganz „aktuelles“ Thema behandelt: die Judenfrage. Ich kann über diese Frage nichts Erlebtes sagen, da ich nicht Jude bin. Es hat mich nur befremdet und bekräftigt, daß ein Mann wie Arthur Schnitzler an seiner jüdischen Abstammung so schwer leidet, daß er einer poetischen Befreiung überhaupt bedarf. Die „Frage“ ist mit sehr viel Geist, mit Gerechtigkeitsinn und psychologischem Flair behandelt; mir aber scheint besonders verdienstlich, daß diese „Aktualitäten“ und diese Aphorismen die vornehme Lösung des Buches nicht grell befleckt, seine noble Haltung nicht zerstückt haben.

Nicht selten wird geplauscht, wienerisch geplauscht, aber auch dies Getändel zerreißt nicht mit „Geistesblitzen“ die Atmosphäre. Eine sanfte, liebenswürdige, fatalistische Schwermuth umhüllt uns ganz. Und Das ist an dieser literarischen Leistung das Bedeutende, daß sie in so eminentem Grade Stil und Stimmung

hat. Monoton, ja; aber diese Monotonie (die natürlich sehr nuancirt ist) nimmt uns völlig gefangen.

Nebenbei: so viele kluge Worte fallen, daß man am Liebsten philologisch, den Bleistift in der Hand, lesen möchte.

Noch Einiges Technisch-Kritische zu sagen, wäre nicht schwer. Etwa: daß die Charakteristik doch sehr blaß, die Komposition doch sehr ungegliedert sei; und Ähnliches. Aber darauf möchte ich verzichten, denn all Das ist nebensächlich. Wenn das Buch ein so wunderliches Wesen sein sollte, wie es das Leben ist, so durften eben die Menschen nicht als Kondottieri geschildert werden, die mit festem Schenkelschluß das Roß ihres Schicksals meistern; wenn das Buch eine unendliche Melodie sein sollte, wie es das Leben ist, so durfte es nicht „komponirt“ sein. Für mich ist der tiefste Eindruck: Traumreiz, Traumschönheit. Freilich könnte Schnitzler mit vollem Recht sagen, ihm sei Dies Realismus.

Eduard Goldbeck.



Der Schußwall.

Ein Märchen aus neuer Zeit.

Mit draußen, am Ende der Stadt, wo die äußerste Armuth und das Laster hinausgleichen, lag der „Schußwall“. Das Quartier hatte diesen Namen, weil hier einst die Mauern, Wälle und Gräben waren. Aber das Volk nannte es anders. Wenn ein Fremder die gleichen Kinder, die herumlungerten, nach dem Schußwall fragte, dann lachten sie und riefen einander zu: „Den Schmutzberg meint er. Der ist hier. Das sieht doch Jeder. Und die Blinden müssen es riechen.“

Die Straßen wahrten hier das Gedächtniß eines Unwetters getreulich, bis ein zweites kam. Und sie waren so eng, daß die Bewohner der gegenüberliegenden Häuser einander die Hände reichen konnten; doch waren sie zu mürrisch und mißtrauisch, um es zu thun. Kein Baum, kein grünes Blatt belebte diese steinerne Oede und nur selten drang die Sonne durch das Gewirr von Rauchfängen und Mauern. Frühling und Herbst, Reimen und Sterben: hier glich sich Alles auf ein Haar. Aber die Häuser selbst, formlose Ungeheuer, waren das Erbärmlichste von Allem. Sie drängten sich dicht an einander, damit nicht eine Spanne Raumes verloren werde, die Menschen beherbergen könnte. Schmutzlos strebten sie in die Höhe; zeigten dem Auge kahle Flächen, die klaffende Risse oder erblindete Fenster unterbrachen. In diesem Elend wuchsen greisenhafte, wassertröpfige Kinder auf und die Weiber wurden vor der Zeit alte und widerliche Betteln. Was eine Stadt an Widerwärtigem, an Schändlichem ausspeit, Das zog sich auf den Schußwall zurück. Bettler haupften hier, Diebe, Hehler, Dirnen mit ihren Beschützern, Gesindel aller Art preßte sich in den ungenügenden Räumen, schlief beisammen, stritt, feistete, handelte. Abends konnte man sie Alle sehen, das Laster, das zu grell gepuht in die Stadt

zog, die Bettler, die Blinden, die sich heimtappten, Krüppel, Verkrüppelte, Zwerge mit umgehängten, saitenlosen Harfen, ausgegergelte Greise, zahnlöse Weiber; das ganze verdamnte Geschlecht, das mit segnenden Lippen und Flischen im Herzen die Gnade anrief, wenn es nicht lockte oder drohte.

Alle Häuser dieses Bezirkes gehörten dem selben Herrn. Der hatte außerdem ergiebige Minen, Armeelieferungen und trieb noch allerlei Spekulation. Der Schutzwall war nicht sein bestes Geschäft (wenn es ihm auch mehr einbrachte, als Andere je erhoffen). Nur eine gewisse Sentimentalität hielt ihn ab, das ganze Quartier zu verkaufen, wie er es manchmal wollte. Denn von hier aus führte die erste Spur seines Reichthumes. Und so bestimmte er den Schutzwall seinen Töchtern als Geschenk. Die beiden Ältesten waren „Intellektuelle“; denn sie waren sehr häßlich. Eine war die Seele des Vereins für Thierschutz und gegen die Vivisektion. Sie hielt flammende Reden, die gedruckt und unter's Volk vertheilt wurden.

Um die selbstlose Bewegung zu ermöglichen, gab ihr der Vater den Ertrag einer ganzen Straße. Das waren die Häuser, die am Fluß lagen, ganz tief unten, und sie waren so feucht, daß von hundert Kindern, die darin lebten, neunzig elend verstarben. Und den Erwachsenen gings nicht besser. Die zweite Tochter schrieb Bücher über den Madonnaentypus und verstand wirklich, mit überaus zarten, mit rührenden Worten alle Absichten wiederzugeben, die die Meister in diese Hüge gelegt hatten. Ihr war der beste Theil des Schutzwalls zugebach, der den Kasernen am Nächsten lag, dort, wo die Soldatendirnen wohnten und es an jedem Sonntag für die leicht gewährte Günst Händel und Lotschlag gab. Nur die dritte Tochter, der Liebling, war schön; eine halbe Schönheit mit innigen Augen, die Alles versprochen, und einem unschuldvollen, süßen Lächeln, das die Augen Lügen strafte.

Um für die Launen des lieblichen Kindes, die weiten Reisen nach Madonna-bildern und für die Propaganda gegen die gelehrte Verrohung das Geld aus dem Schutzwall herauszuschlagen, bedurfte es eines energischen Mannes. Das war der Verwalter. Am Ersten des Monats, wenn es galt, die Miete einzuholen, ließ er Gendarmen und Militär anrücken. Da gab es Verwundete und manchmal Tote. Die Bewohner schrien, daß es nun genug sei. Man biete ihnen für ihr gutes Geld Höhlen, in denen sie dahinsiechten, und dann setze man sie auf die Straße und morde sie, wenn sie nicht bereit seien, beim ersten Zeichen zu zahlen. Aber im nächsten Monat waren sie noch da; auch im zweitnächsten. Denn wie eine Spinne hielt sie der Schutzwall mit hundert Armen fest, mit einer Dirne, mit einer Schänke oder dadurch, daß er ihren Willen eben so entkräftet hatte wie ihre Körper. Die Leute blieben auf dem Schutzwall, murrten, weinten, verkamen in der Feuchtigkeit und im Schmutz und sahen ihre Kinder verkommen, zankten und schlügen sich mit den Agenten des Verwalters und ließen sich dann wie wilde Thiere zurück in ihre Käfige treiben.

Aber einmal wurde es doch anders. Der Sommer war heißer gewesen als je. Das spürte man doppelt auf dem Schutzwall, wo auf jedem Fleck Menschen schliefen. Die Leute mußten auf die Straße gehen, um in ihren engen Zimmern nicht zu ersticken. Sie verdursteten, weil sie kein Wasser oder nur eßes, grünliches aus ihren Brunnen schöpften. Sie litten unmeniglich. Aber nicht der dürre Sommer und diese Leiden hatten sie geweckt. Ein junger Arbeiter that's.

An einem sanften Abend (es ging dem Herbst zu) kehrte der Arbeiter auf den Schutzwall heim. In einer breiten Alee sah er eine vornehme Karosse; daneben lag, in einer Straßentrinne schon halb versteckt, ein goldenes Täschchen. Er hob es auf und sah erst jetzt, wer in dem Wagen saß: ein rührend schönes Mädchen, das lachend und mit großen, räthselreichen Augen in die Welt sah. Das Mädchen mußte auch das Täschchen verloren haben; und der Arbeiter überreichte es mit artiger Geberde. War es nun der Abendwind, der um jede Bewegung einen Schleier von Liebe webt, oder hatte die kräftige Gestalt des jungen Mannes dem schönen Kind wirklich gefallen: es dankte mit graziosem Nicken, mit dem süßesten Blick und warf ihm den Strauß aus seinem Gürtel zu. Niemand auf der Straße hatte Das bemerkt; so rasch wars geschehen. Aber der Inhalt dieses einen Augenblickes erfüllte fortan die Tage und Nächte des Arbeiters. Ihm war, als habe er zum ersten Mal ins Weite gesehen, und wie träumend ging er an seine Arbeit und dann auf den Schutzwall. Er fühlte seine Kraft gewachsen; manchmal hob er den schwersten Hammer in der Werkstätte und ließ ihn auf den Amboss bröhnend niederfallen. Endlich wandelte sich dieser Zustand. Er glitt wieder in seine Welt, die Welt des Schutzwalles, der beim Volk der Schmutzberg hieß. Ihm war, als sehe er erst jetzt das Elend, das ihn umgab. Unbegreiflich schien ihm, daß er hier seine Jahre verlebt hatte. Er wollte fliehen. Aber sein Herz, das der Liebe voll war, hielt ihn anders. Er blieb, um auch die Anderen zu befreien.

Das hatte ein Blick bewirkt, den die Lieblingstochter des reichen Mannes ihm gesendet hatte.

Es war nicht leicht, die Verdrießlichkeit und das Mißtrauen der Nachbarn zu überwinden. Was er sich herausnehme, fragten sie, als er zu ihnen sprechen wollte. Er sei Jähresgleichen und seine Schwester biete gerade so wie die Anderen ihren Leib feil. Schließlich gelang es Thomas dennoch, viele von den Leuten auf einem freien Platz zu versammeln. Sie kamen, weil die Abendluft hier mild war; aus Neugier. Einige auch, um ihren Bih glänzen zu lassen. Thomas stieg auf eine Bank. Eine Welle von Gelächter und Schimpfreden stürzte auf ihn ein. Obedrein hatte er das Unglück, mit dem Fuß einen Knaben zu streifen, der nun jämmerlich zu heulen anfieng. Und dessen Vater schuchte noch lauter als die Anderen. Glaube so ein Kerl wirklich, daß er die Kinder braver Leute treten dürfe? Ein lästiger Hieb: und mit seinem Hochmuth ist's aus!

Das Geschrei dauerte noch eine Weile. Dann ging die Versammlung auseinander. Aber Thomas versuchte es ein zweites Mal. Und da (das Värmen war gerade im besten Gang) rief eine Dirne, der dieser stämmige Junge mit den seltsamen Augen gefiel, den Anderen zu: „Laßt ihn doch reden!“ Die Leute sahen sich nach der Rufenden um und das Gelächter verstummte.

Thomas hatte in der Menge gesucht, ob die Schöne von damals nicht unter den Zuhörern sei. Er dachte nicht daran, daß die vornehme Dame nichts unter den Bettlern und Dirnen zu suchen habe. Er sprach für sie. Das gab seiner Rede die Färbung. Das Leben hatte ihn praktisch gemacht. Er hielt keine Moralpredigt, wie es Gebildete wohl gethan hätten. Er sprach von Dem, was er sah: von dem Elend auf dem Schutzwall, von den Leuten, die aus Ekel vor all dem Schmutz und Unglück in die Schänke gingen, von den Kindern, die in Schaaren dahinstarben. Er sprach einfach, mit Worten, die aus schmerzlichen Erinnerungen emporstiegen.

Die Leuten waren gepackt. Meinten dann aber, Das sei nun einmal so und nicht zu ändern. Doch sei es hundsstüßig, Einen daran zu erinnern.

Thomas sprach noch an einem dritten, an einem vierten Abend. Nicht mehr die Befreiung von den Leiden des Schutzwall's predigte er, sondern sprach von allen Leiden, die sie bedrückten. Wären sie nur einmal in der Sonne, einmal los vom Schutzwall, der wie ein Ungeheuer seine Krallen in die Bewohner schlage und sie verzehre! Dann wäre ihnen für immer geholfen, ihre Kräfte wären dann nicht gebunden und ihre Seelen freier. Nach Prophetenart übertrieb Thomas die Schilderung der zu hoffenden Herrlichkeit. Die Mittel, die er vorschlug, waren nicht sehr verlockend. Die Leute sollten sich vereinen und Abgeordnete zu dem Besitzer des Schutzwall's senden. Die hätten ihm zu klären, daß Alle den Schutzwall verlassen würden, wenn nicht noch in diesem Monat begonnen würde, die Straßen zu reguliren, die Häuser niederzureißen und neue zu erbauen, die tödlichen Quarantäne am Flußufer gesunder zu machen. Wenn Alle, ohne Ausnahme, wegzugehen drohen, dann möge der Besitzer sehen, wo er neue Miether für seine Höhlen finde.

„Der Kerl will Etwas“, rief ein trotziger Bursche; „und darum sollen wir uns hinausjagen lassen!“

Thomas fragte, welche Belohnung er denn erwarten könne. Der Bursche wiederholte den Satz. Andere sprachen ihn nach. Allmählich gewann Thomas aber doch die Mehrheit der Leute, die ihm zuhörten, für seine Meinung. Einer war überzeugt worden, daß Etwas gethan werden müsse; einen Anderen hatte sein Rädel überredet. Denn Thomas gefiel den Frauen; sie hörten ihn mit flammenden Wangen zu, und als er die Hilfe der Anderen anrief, ging Jede mit dem Entschluß weg, ihren Mann heranzutreiben. Ohne seine Augen, ohne diese sehnigen Arme hätte er's nicht erreicht. Nun hörte er die Deputation zum Besitzer des Schutzwall's. Er wurde zwar nicht vorgelassen, aber dem Verwalter konnte er seine Drohungen vortragen. Und als Der sich weigerte, Etwas zu versprechen, kündigte Thomas im Namen fast aller Genossen die Wohnungen.

Am Abend war großer Empfang beim Besitzer des Schutzwall's. Er begrüßte seine Gäste mit verbrießlicher Miene. Der Verwalter hatte ihm das Vor-gefallene mitgetheilt und er liebte solche Dinge nicht. Seit er sehr viel Geld hatte, mied er jeden Skandal. Und wenn auch an eine kostspielige Neugestaltung nicht zu denken war: leicht würde es nicht sein, den Schutzwall so wie früher zu vermietzen, wenn das ganze Gesindel ihn plötzlich verließ. Er war nicht der Mann, seinen Kummer lange zu verbergen, und erzählte, was ihn aufgebracht habe. Die älteste Tochter, die die Divisionskassette bekämpfte, war empört, weil ihre edlen Bestrebungen jetzt am Ende gefährdet sein konnten. Ihr stimmte ein schielender Bureau-mensch zu, dessen eines Auge sie immer verliebt ansah. „Man müßte das Gesindel einfach zusammen-schießen lassen“, rief er. „Wenn ich nur die Macht hätte!“

„Unser Hausherr braucht keine Lehren“, sagte eine schöne Gräfin, die sich seit einem Jahr mit jedem Wort, mit jeder Geste dem reichen Manne hingab, um so ihre Schulden zu zahlen.

„Meine Soldaten sind die Ihren, lieber Freund“, rief der Kriegsminister, der sich auf Wechselpapier von Zeit zu Zeit überzeugte, daß er noch schreiben könne.

„Ein legaler Grund kann doch nicht schwer zu finden sein“, rief ein Staatsanwalt.

Das andere Auge des Bureauamenschen blickte stolz auf die Gesellschaft, weil sie seine Idee besprach. Aber der reiche Mann runzelte die Stirn.

„Das Mittel habe ich schon versucht; aber ich sähle: hier wird es versagen. Das ist nicht mehr die selbe Bande, die früher wild durcheinander schrie. Sie haben sich zu Gruppen gegliedert und einen Durschen an ihrer Spitze, der sie anfeuert.“

„Der Führer des Schmutzberges muß ein netter Junge sein“, unterbrach ihn sichernd seine jüngste Tochter und schob ihr Knie dem ihres Nachbarn, des Lieutenants, entgegen. Und Alle lachten mit.

„Man erzählt mir sonderbare Dinge von ihm. Er soll die Kraft haben, die Beute seinen Gedanken dienstbar zu machen. Er geht nach einem Plan vor. Jetzt verlangt er noch wenig. Aber wenn er's einmal erreicht hat . . .“

„Dann sei Gott uns gnädig“, rief der Bureauamenschen. „Da giebt's eben nur Eins: Gewalt.“

Jetzt nahm der Professor, der bis dahin geschwiegen hatte, das Wort: „Sie müßten doch einsehen, daß die Gewalt heutzutage nicht mehr gilt. Wenn sich das Milieu geändert hat, dann müssen sich auch die Grundsätze, nach denen man dieses Milieu regirt, ändern. Braucht deshalb die gereifte Einsicht der Herrschenden auf die Leitung des Volkes zu verzichten? Nein. Aber Volksbewegungen können nicht mehr zurückgedrängt, sondern nur noch regulirt werden. Die Gewalt ist abgethan. Was bleibt? Die wissenschaftliche Erkenntniß.“

Der Lieutenant stieß mit seinem Fuß den Minister an, den er mit seiner Nachbarin verwechselt hatte. Die Excellenz schnarrte: „Sehr interessant!“

Alle hörten nun dem Professor zu, obgleich er sie gründlich langweilte. Er gerieth wieder auf seinen Weg, auf dem er seit Jahrzehnten trabte: das Milieu, Anpassung, äußere Merkmale. Aus der Schädelbildung und der Form des Ohres schöpfte er seine Urtheile, aus Rassenangehörigkeit und Volksverwandtschaft. Er zog seine Wissenschaft zu Rath, wie ein altes Weib seinen Aberglauben. Jetzt nahm er an, daß die Leute sich den Verhältnissen des Schutzwalles schon angepasst haben. Die besonders, die dort geboren seien. Er wußte im Voraus alle Einwände wissenschaftlich zu entkräften und kam zu dem Schluß: Der Schmutz des Schutzwalles, mit Respekt zu sagen, ist heute eine Tradition. Aber die Tradition ist eben die Linie einer Reihe von Milieus, die sich einander anpassen. Diese Linie zu unterbrechen, ist ein Frebel und noch dazu unnütz. Denn das Milieu wirkt immer in uns fort, und wenn wir uns ihm gewaltsam entziehen, reißen wir auch ein Stück unseres Wesens mit. Auch wenn diese Linie durch den Schmutz führt: die Tradition ist das Gesunde.

In der nächsten Versammlung, die Thomas abhielt, stand gegen ihn zum ersten Mal Einer auf, um ihm in wohlgeordneter Rede zu entgegnen. Das war ein Priester. Denn es gab Priester auf dem Schutzwall. Die Kinder und trotzigen jungen Leute verspotteten sie. Aber die Alten, die der Kampf ermüdet hatte, liebten den Trost der frommen Männer. Und auch manche Dirne war froh, mit ihnen einmal über Höheres sprechen zu dürfen. Die Priester gewöhnten sich bald an den

Schußwall. Sünde und Verbrechen blähten für sie ab und empörten sie nicht. Sie lebten mit stumpfer Geberde Resignation und waren bemüht, auf diesem kargen Boden noch Etwas zu ernten. Ein Priester erhob sich also gegen Thomas. Er wiederholte, was ihm der Professor vorgebracht hatte, in seiner Art, die diese Leute verstanden. Diesmal sprach er nicht von Resignation; er sagte, daß die Leute jetzt mit Recht stolz seien: denn für die Demuth gebe es eine Zeit und auch für den Stolz. Und nun packte er sie bei ihrem Stolz und sagte ihnen, daß sie ein starkes Geschlecht seien, weil die Schwachen ja auf dem Schußwall nicht lange dauern. Schon wollte er fortfahren: „Und darum gebühret sich Demuth und Buße“: da erinnerte er sich noch seines Auftrages und schloß mit den Worten: „Darum gehet nicht von dannen, Ihr Lieben, bleibet vielmehr auf dem Schußwall und waret seine Traditionen. Es ist noch immer das Beste, was Ihr habt.“

Erst flogen dem Pfaffen einige höhnische Worte zu. Aber er gab nicht nach. Er fing bei der nächsten Gelegenheit wieder an und ein Amtsbruder half ihm. Einigen bigotten Weibern ging Das, was er sagte, doch ein; und ein paar Dirnen, die sogar diesen Ort des Zimmers nicht ohne Thränen verlassen hätten, sagten nun gerade heraus, daß es doch besser wäre, zu bleiben. Erst setzte es Pässe; dann mußte der eine oder andere Bursche sich der neuen Sinnesänderung seiner Liebsten anbequemen. Nun traten noch etliche Schmierfinken auf, die erst aus der Stadt gekommen waren und sich auf dem Schußwall niedergelassen hatten. Diese Kerle schrien am Lauteften das Couplet, das man ihnen vorgesagt hatte, und waren am Reißen mit der Tradition zufrieden. Einige gingen zu den Kohlenarbeitern hinaus, die jenseits vom Berg wohnten und bisher mit den Anderen hielten. Denen sagten sie, daß sie Männer der Arbeit seien und mit Zuhältern und Bettlern nicht gemeinsame Sache machen dürften. Sie sollten das Selbe fordern, aber allein, ohne sich mit ihnen zu berathen. So geschah es. Und am nächsten Sonntag kam's zu einer Prügelei, bei der die Häute der einen, die Messer der anderen Partei keinen Sieg zuließen.

Wie ein Sturmwind fegte es durch die Reihen Derer, die mit Thomas waren. Da fiel Einer ab, weil seine Liebste ihm vor Augen hielt, daß sie verloren wären, wenn der reiche Mann sie vertriebe. Ein Anderer, weil ihn das Geschrei solches fremden Kerls überzeugt hatte. Und nun bemerkte Einer, daß sein Rädel dem Thomas nachlaufe und ward jornig. Und ein Anderer wurde ihm neidisch.

Am dem Tage, der für den Auszug bestimmt war, waren nur Wenige mit Thomas eines Sinnes. Der Verwalter kam und sagte mit ernster Miene, sie möchten nur wegziehen, wenn sie wollten. Da sangen die Weiber zu heulen an und die Männer fluchten. Dann rief Einer, an Allem sei Thomas schuld. Nun giengs gegen ihn. Der Verwalter meinte, wenn sie wollten, könnten sie auch bleiben; er werde froh sein, ein so stolzes Völkchen, das seine Tradition ehre, auf dem Schußwall zu behalten. Aber von einer Regulirung könne nicht die Rede sein. Auch damit waren die Leute zufrieden und krochen wieder in ihre Höhlen.

Thomas sagte kein Wort. Er dachte an das Mädchen, das ihm einst zugelächelt hatte.

Paris.

Schiller Marmorel.



Laforque.

Pierrot, der Spatzvogel. Von Jules Laforque. Eine Auswahl von Franz Blei und Max Brod. Ngel Junfer in Stuttgart.

Jules Laforque wurde im südlichen Amerika geboren. Als Siebenundzwanzigjähriger ist er 1887 in Paris gestorben.

Dazwischen liegt die Metamorphose seiner Seele, vom Buddha zum Pierrot. Der unselbständige Pessimist, der die Gedanken Schopenhauers und Hartmanns in Verse von Baudelaire goß, gleitet tiefer ins Unbewußte, zu sich selbst, in Träume eigenster Faktur. Ihm vergeht die Lust, erhabene Schreie vor den Ohren seiner Zeitgenossen auf den Boulevards und in der Umgebung der Börse auszustoßen, und er beschränkt sich darauf, sein Herz auszuwinden, um es in merkwürdig geschnittenen Perlen verträufeln zu lassen. Dilettant, Virtuose, Quittarist: diese Namen giebt er sich; raucht auf Golgatha blonde Cigaretten und betrachtet dabei irgendeinen Sonnenaufgang in noch nie dagewesenen Farben. Die Clowns scheinen ihm bei der wahren Weisheit angelangt. Wie ein Pascha der Seltsamkeiten thront er in seiner Privatwelt, weit jenseits von der typischen Seele, und nur als eine wihige Illusion zeigen sich ganz fern die Jämmerlichkeiten des Realen.

Dennoch war dieser Jüngling von tiefstem Mitleid erfüllt. Ehe er alles Menschliche so gründlich wirkungslos und fast nur zu einem feinen Jongleurspiel machen durfte, mußte es ihn tief durchströmen. Er hat viel gelitten. Von seinem Heim in Tarbes losgerissen, wandelt er einsam und in Trauer durch die Straßen des befremdenden Paris. Die gärtlichen Briefe an die Schwester wollen nicht enden. Um eine Verbindung mit dem Vaterhaus herzustellen, schneidet er ein Stückchen Tapete von seiner Zimmerwand ab und schickt es der Schwester. Sonntags erfüllt es ihn mit sentimentalem Weid, wenn er die Ausflügler in Schaaren zurückkehren und die Tramways stürmen sieht. Er vergräbt sich in den Bibliotheken, in den Gärten der Armida Metaphysik; wie ein Taucher, der durch die beweglichen Gebälge unterseerischer Savannen roßt, bleibt er allein und spricht drei Tage lang kein Wort. Damals kam es in seinen Plänen vor, ein Prophet zu werden, Savonarola im Kerker zu besuchen, eine neue Bibel zu schreiben, die die Städte veröden wird. In einem Buche will er „das ganze Elend konzentriren, den Reichtum des Planeten in der Unschuld der Himmel, die Bacchanale der Geschichte, Asiens Bräute, die Drehorgeln von Paris, den Karneval der Olymp, die Reichenschauhalle, das Museum Dupuy, das Hospital, die Liebe, den Alkohol, den Spleen, die Massacres, die Thebaiden, den Wahnsinn, die Salpetriere.“ Es soll das Tagebuch eines Pariserers werden, der leidet, zweifelt und zum Nichts gelangt, und geschrieben in einer künstlichen Sprache, ohne Sorge um den Rhythmus des „guten Geschmacks“, gewöhnlich und modern, ohne Furcht vor Graßheit, vor Raserei, vor grotesken und kosmologischen Schamlosigkeiten. Und er träumt von der Wirkung dieses Werkes: „Man wird die Städte verlassen, die Menschen werden einander umarmen, man wird sich einrichten, auf den Vorgebirgen zu leben, in Asche, ganz hingegeben der Betrachtung unendlicher Himmel, ganz entsagend. Man wird enbloße Konzerte veranstalten, auf Riesenorgeln, die Gebirgen gleichen und die aus ihren thurmhothen Röhren Orkane von Wehklagen in die Wolken blasen, in die Wolken, die dahin-

eilen, von diesen Wehklagen in Verwirrung gebracht. Und der ganze Planet in Trauer wird Etwas wie eine weinende Spur im Ager hinter sich lassen."

Dieses Buch hat er später nicht veröffentlichen wollen, den „Sanglot de la terre.“ Es war zu gravitativ, zu sehr „pesant“ für den späteren Laforgue, der den großen Ton glücklich überwunden hatte. Dennoch ist es ein Reichthum überaus schöner Gedichte, mit vielen neuen Einfällen hier und dort. Aber diese Einfälle sind zählbar und in fremdes Gestein wie Kristalle eingesprengt, während das folgende Werk Laforgues vom ersten bis zum letzten Wort neu ist, durchaus Kristall, eine ungeahnte Gesinnung mit frischgeschaffener Sprache.

Die Tage in Paris sind unglücklich. Laforgue ist arm, Laforgue ist schwind-süchtig. Nachts peinigen ihn Angstanfälle und während er sich früh um zwei Uhr erhebt, um über die Brücken zu gehen und in die Seine zu weinen, beneidet er Alle, die in ihres Bettes Frische den lahmen Körper vergessen dürfen. Er fühlt, daß diese Krankheit, der sein Vater erliegt, auch ihn bald wegnehmen wird, und verzweifelt schreit er: Sterne, ich will nicht sterben! Ich bin ein Genie . . . Die Nachtschwärmer mit bleichen schweren Augenlidern drücken sich nach ihm um . . . Er will Gott sehen, er findet die Welt leer und für die ewige Siesia reif. Seine Tröster sind die Sommernächte, die große Fensterrosette der Notre-Dame-Kathedrale, der bange Ton der Walddörner, der herblich hinter den Hügeln schwindet . . . So schüchtern ist er, daß er kaum wagt, in ein Geschäft hineinzugehen und Etwas zu kaufen. Er sieht, wie drinnen zwei junge Verkäuferinnen mit rosigen glänzenden Wangen und makellosen weißen Ärmeln lachend sich unterhalten. Wozu sie stören? sagt er sich und geht weiter . . .

Ich weiß kaum etwas so Rührendes wie die Evolution dieser bedrängten Seele zu einer Betrachtungsweise, in der die Welt schon als etwas ganz Entferntes und Wirkungsloses erscheint. Das Gehässige ist in seinem großen lyrischen Buch der „Beklagungen“ schon überwunden. Das früher heilige Ernst war, wird zum heiligeren Spiel. Immer noch erklingt der trostlose Ruf „Alles ist eitel!“, aber aus einem melancholischen Theorem hat er beinahe in einen Couplet-Refrain sich gewandelt. „Ach, warum ist nicht Alles operettenhaft! Warum spielt sich nicht Alles im Takt des englischen Walzers Nymotis ab!“ In diesen Worten des „Rosenwunders“ spricht der ganze Laforgue. Wir treten in sein Werk ein wie auf eine merkwürdige Bühne, umgeben von den unwahrscheinlichen Theaterdekorationen, wir wandeln zwischen ironischen Coulissen, guten Effekten, unmöglichen Menschen, in einer Pötte, die Keinem Weh thut. Alles ist ins Weisendlose verflüchtigt, Sphixen und Feen schweben nieder. Aber es sind nicht die runden, bestrahlten Gebilde, die ein Kind im Zuschauerraum bestürzt und glücklich in der Illusion machen. Vielmehr locken sie uns mit den Beleuchtungswechslen, die Degas so entzückend seinen Ballettinen gab, sie sagen selbst, daß sie nur als Feen auftreten, in Wahrheit aber verrückte Menschen sind wie wir, sie deuten mit dem Finger auf die Schminke ihrer Wangen, auf die falschen trockenen Haare. Und wir sind doppelt lustig, erstens darüber, daß Feen um uns tanzen, zweitens auch darüber, daß diese Feen Menschenleiber sind und daß sie sich die Nähe nehmen, für uns Feen zu sein. Ein ähnlich beseligendes Gefühl empfinde ich nur noch bei manchen Lustspielen Shakespeares, bei diesen unbekümmerten Fabeln ohne Milieu, die in einem Gewirr von Farben, Rächten und Elfen an uns vorbeihuschen, außerhalb der Zeit und des

Raumes, in einem von englischen Lords bewohnten Italien unter griechischen Himmeln. Man spricht, man verkleidet sich und betrügt, man ist verliebt; schließlich war Alles nur ein Scherz. Man fühlt immer: die Welt und das Leben und die großen Errungenschaften der Menschheit: Das sind liebe Dinge, aber wer wird sie denn gar so ernst nehmen! Verlassen wir den Stil der großen Oper . . . Und zu dem Tanz, der nun anhebt, leichter und fröhlicher, als selbst Rieszche ihn für sich gedacht hat, erklingen die olympischen Cancans Offenbachs.

So geht es in den „Moralités légendaires“, dem Prosahauptwerk Laforgues, ohne Tragik zu, sorglos travestierend, manchmal spießbäuslich, in einem seltsamen Klima und in Helligkeiten, die keine irdische Lichtquelle erzeugen kann, ganz leicht und entrückt. „Ein familiär intimes Duzen mit den Rysen der Antike, Wagners und Shakespeares“ nennt Gustave Kahn diese Romane. Sie handeln von Hamlet, Høhengrin, Pan und Syring, Salome und anderen beglaubigten Persönlichkeiten; aber all Dies ist unwiderruflich transponiert in die Tonart der „Weißen Esoterischen Inseln“, die so traurig und heiter zugleich ihren operettenhaften Leuchtturm aus dem Meer heben.

Als „Sagenhafte Sinnsprüche“ (Verlag Axel Junfer) liegen diese Wunderwerke nun in einer über alle Maßen schönen Uebersetzung vor. Da sie Paul Wiegler so zauberhaft nachgeschaffen hat, muß man sie jetzt nicht nur französisch, sondern auch deutsch auswendig lernen.

Diese Erzählungen leben nun schon mehr als ein Jahr lang immer mit mir. Sie gehören zu meinen Existenzbedingungen, so daß ich mir mein Dasein ohne sie gar nicht mehr vorstellen kann. Ich habe sie am Meer einsam der untergehenden Sonne ins Gesicht beklammert, ich habe zwischen ihren Zeilen geweint, heiße Eisenbahncoups und Dorfwirtshäuser auf ver liebten Wanderungen haben dieses Buch gesehen. Hier ist Alles: die ausgespannte Seele, das große Herz, der Tod und die Blume im Licht. In vibrierenden Schällen riden die mächtigen Herzoge an, die Mondnacht wirft tausend Schatten und Blendungen, der einsame Prinz im Thurm kämpft gegen seine Zerrüttung. In ewigen Dialogen zwischen Mann und Weib offenbart sich die ewig gespaltene Seele der zwei Geschlechter. Die strahlende Keuschheit wehrt sich gegen glühendes, bides, dummes Fleisch. Es sind Visionen der Unendlichkeit, Einflüsterungen des Bewußtlosen, halbdunkle Verknüpfungen und Wortspiele, verschwimmende Gefühle, die man nur selten und undeutlich bemerkt hat, wie manchmal eine Szene aus Kinderjahren blitzschnell, unangemeldet durch unser Gedächtnis zuckt und im nächsten Augenblick nicht mehr Erinnerlich ist. Ein Schöpfungstag von Assoziationen thut sich auf, eine neue Syntax, neue Worte, die wunderbar strenge Zucht der Adjektiva, die unwegsamste Art des Ausdrucks . . . Als Høhengrin das Ufer betritt, „herrscht eisses, ein Wenig kleinstädtisches Schweigen“. Und so noch an tausend anderen Stellen erleuchtet ein Wort eine Situation bis in ihre innersten Winkel, an tausend anderen Stellen werden wir mitten in das Ereignis wie Beteiligte hineingestellt. Laforgue tritt persönlich vor den Vorhang und läßt zur Beschäftigung seiner Donnermaschine, seiner Abendbrühen aus Pappe. Da ihm der Ernst des Lebens so wenig ist, sprengt er auch den Rahmen seiner Werke . . . Oder er läßt die kleine Salome tanzen und schildert die Nachwirkung ihrer Pantomime: „Die vergiftete Umgebung wischte sich krampfhaft dem Schweiß von den Stirnen. Ein Schweigen von unsäglicher Zei-

rüttung zog vorbei. Die nordischen Fürsten wagten nicht, ihre Taschenuhr zu ziehen. Noch weniger, zu fragen: Um wie viel Uhr wird sie zu Welt gebracht?~ Durch solche häusliche Details ist die Last eines schmerzlichen Konfliktes gehoben. Wir lächeln wieder. Und wie erlöst fragen wir in dankbarem Staunen: Warum haben wir nicht seit je her und immer gelächelt? Ist die ganze Welt mit ihren Dramen und Erschütterungen mehr werth als ein Lächeln?

Thatsächlich paßt das Alles genau zu Laforgues Philosophie; es geht sogar organisch aus ihr hervor. Dem Schopenhauerianer ist die Welt nichts Objektives, nein, ein Trugbild, das für die vom „Schleier der Maja“ getrübbten Augen vorgemacht wird. Der große Gaukler ist der Wille, das Unbewußte, das Ding an sich. Er verzaubert sich in Millionen Gestalten, die, ihres gemeinsamen Ursprunges uneingedenk, einander bis aufs Blut quälen und befehlen; die ewig unbegreiflichen Kategorien: Zeit, Raum und Kausalität, im menschlichen Gehirn ausgeheckt, befördern sein trauriges Geschäft, das dem armen Adam nur zwischen Langeweile und Unglück die Wahl läßt. Die Welt ist öde und nichtig, täglich bekräftigt der Tod die Vergänglichkeit des Seienden, die gehende Minute läßt an das Ende denken . . . und Niemanden mehr als den tuberkulösen Dichter . . . Da findet seine gequälte Seele den Ausweg. Dieser Weg heißt: Witz, Einfälle, tausend neue Einfälle, die Kunst! Da der Alltag in seiner Ernsthaftigkeit betrübend und doch nur eine Täuschung ist, wohlum: vernichten wir seine Ernsthaftigkeit dadurch, daß wir ihn als Täuschung erkennen und denunciren. Nun sind wir beide Uebel mit einem Schlage los. Daß das Leben grausam ist, ängstigt uns nicht mehr; denn es ist ja nichts Reales. Daß es nichts Reales ist, ängstigt uns auch nicht; denn daraus gewinnen wir eben den Muth, unsere Scheinwelten mit Eifer auszubauen, unsere lächelnden, operettenhaften Welten. Auf Grund unserer Einsicht in die Nichtigkeit der Alltagswelt können wir unsere Scheinwelten für gleichberechtigt halten, wir nehmen nur sie ernst, wir lachen und vergieren Alles mit den virtuosen Schmörkeln possenhafter Improvisationen.

Es ist das absolut Neue dieser Improvisationen, was in mir die unauslöschliche Liebe zu meinem Laforgue entflammt hat. Man sehe seine Sonnenuntergänge, seine Personenbeschreibungen, die Reime und Versformen, sein Dampfschiff, seinen Kurort für Neuropathen. Das Alles hat er erschaffen, denn in diesen Farben war es vor ihm nicht da. Dem Schöpfer Laforgue bete ich an. Vor ihm hat man den Pierrots viele Epitheta gegeben, aber Niemand noch hatte ihren „air d'hydrocéphale aspergo“ gesehen. Jetzt sieht man ihn . . . O warum giebt es keine Staatsubventionen für die seltenen Leute, die so mit Realität die Welt bereichern! Man sollte sie reifen lassen, damit sie viele Gegenstände des Daseins sehen und im Feuer ihrer Beschreibungen alle an Eigenschaften reicher, wirklicher, schöner machen. Warum hat Laforgue Afrika, den Ganges, die Sübsee nicht gesehen!

So eng an die tiefsten Gedankenketten geschmiebet sind Laforgues Bizarreerien, daß das Unwesentlichste in ihnen wesentlich erscheint. Natürlich! Da dem Autor die Welt, das Wesentlichste, als so unwesentlich sich entpuppte. Hier ist Falschung in alle Ewigkeit: Das Bunte im Optium seines Hauses stehen. Hier ist die Logik verhezt und die Kausalität berauscht. Sonnen schaukeln in langem Zeichenzug die Erde zu Grabe, Terrassen singen, der Foetus eines Vortens klagt und es schneit seidene Hosiern. Ein Quiproquo zur Begleitung endloser Tonleitern. Immer

wieder tauchen die selben Lieblingmasken auf; die Lilie, die Fensterolette, der Spleen, die Sonntage, die Mooskaskaden des Kleinstadtlebens, der buddhistische Blick der Krokodile, die frische Stille im Aquarium, die Jahreszeiten und der Mond, vor allen anderen der Mond, dessen Christoph Columbus Laforgue mit Stolz sich nannte. Er beschreibe in unsagbar gehäuft Visionen das ruhige tote Gestrir, seine klimatischen Verhältnisse, Fauna und Flora, er überschüttet ihn mit Zärtlichkeiten und läßt ihn aller weißen Pierrots Freund sein. Und die „Nachahmung Unserer Lieben Frau des Mondes“ wird eifervoll gepredigt und schließlich erblassen „die Blumen des guten Willens“ aus dem besänftigten Herzen, das die Misanthropie überwunden hat.

Von sich selbst sagt Laforgue aus, was er über seinen Gaspard in den „deux pigeons“ berichtet: Er kannte Alles, die Philosophien und die Geschichte, die eithischen Theorien und die Parabole, er verstand sich darauf, all Dies in sein Ideal der traulichen Ecke am Kamin zu mischen. Ein weicher, gemüthlicher Ton klingt durch sein Werk, bei aller Schärfe der Ausdrucksweise: die Liebe zum kleinen Leben, zu Kupferstichen, Schachpartien unter der Lampe. Ein vergessener Weg möchte er sein, den die Brombeersträucher überwuchern, der im kleinen Glanz der Blätter lebt, der Ranken, der Ameisen und der Larven. Im Garten der Instinkte sucht er die Heilmittel für seine allzu warme Seele, er sehnt sich nach der Haut des anderen Geschlechtes . . .

Die ganze Mannichfaltigkeit des Erotischen tritt in seinen Szenen und Versen vor. Die Frau erscheint, Agentin des Lebenstriebes, dem Unbewußten näher als wir. Sie ist das verführerische Wesen, die Jose der Raja, das Räthselhafte in tausend fernem Allegorien. Oder ihre Virginität empödet sich gegen den begehrten Mann. Oder sie wird ersehnt, sie soll befreundete Gefährtin sein. Oder nur kurze Genüsse auslösen. Oder sie rettet Gott . . . In verwirrenden Redenzen thun sich alle Möglichkeiten auf, mit allen spielt der Dichter, alle schlingen sich in seinen Reigen hundertfacher Heiterkeit ein . . . Und doch (wer weiß?) tönt ganz unten die schamhaft erdrückende Sehnsucht des simplen Burlesken Duffardier aus der „Education sentimentale“: „Moi, je voudrais aimer la même, toujours.“

Laforgue verkehrte mit dem Impressionisten, mit Paul Bourget, Theodor de Wyzewa, Gustave Kahn, Ephrussi, dessen Sekretär bei der Gazette des Beaux-Arts er war. Hier und da veröffentlichte er Etwas in Zeitschriften, zwei Gedichtbände bei Leon Vanier, einen Essay über Bourget, Uebersetzungen Whitmans. Man rechnete ihn zu den jungen Symbolisten und verachtete ihn mit ihnen.

Ephrussi verschaffte ihm 1881 die Stellung eines Vorlesers bei der Deutschen Kaiserin. Laforgue reiste über Koblenz nach Berlin, wo er seine Wohnung im „Prinzessinnenpalais“ unter den Linden bezog. Er sieht aus seinen Fenstern den Platz am Zeughaus, die Spree, die Gussregen, pseudogriechische Statuen. Seiner Schwester schreibt er, er wage nicht, wie ehemals ein Städchen Tapete für sie abzureißen, sie sei vergoldet . . .

Die Tageseinstellung: er liest um elf Uhr bei der Kaiserin oder abends bei der Gräfin Hatz, gewissenhaft resumirt er die Zeitungen, überbringt schlaftrige Stellen, stellt Hecubens aber das participe passé an, verbessert orthographische Fehler. Manchmal geht er ins Museum. Zu Haus vorapariert er sich für die Lektionen, schreibt Briefe und Verse, aquarellirt ein Wenig, träumt. Er lernt Deutsch und Englisch. Und verliebt sich in seine Englischlehrerin, Fräulein Ver.

Fünf Jahre lang sehnt er sich nach Paris, nach den Freunden, nach dem gallischen Leben im schnelleren Tempo und mit heftigeren Ermüdungen. Alles Preussische bestrebt ihn, die vielen Denkmäler, die Offiziere, die traurigen Fassaden ohne Zäufelien, die selbst Blumenschmuck nicht beleben kann, die Bedanterie, die gothische Schrift, die in Haltung und Herz allzu wenig Komplizierten Frauen, die jungen, nicht durchgearbeiteten Gesichter der Männer.

Sein Essay über Deutschland, eins der interessantesten Dokumente süd-nördlicher Zusammenstöße, urtheilt sehr schlimm: die Sinnenlust, die optischen Talente, der große Glanz fehlen den Deutschen, die vorläufig nur in Musik und Philosophie Etwas leisten. Sie seien zu abstrakt, vor lauter Bildern sehen sie den Baum nicht. Das ästhetische Prinzip, das „du nouveau, du nouveau et indéfiniment du nouveau“ verlangt, müsse sich durchsetzen; dann werde der unlateinische Geist durch einen Aufschwung der Künste verdrängt werden . . . Diese Prognose betrifft die Jahre 1881 bis 1886.

Im fünften Jahr des deutschen Exils kündigte Laforgue seinen Posten auf und heirathete Bea Lee mit den großen erkannten Augen. Diese Augen sahen seine Streifzüge in London, Belgien, die Heimkehr nach Paris, die vergeblichen Wege zu Verlegern, seine zunehmende Krankheit, das langsame Sterben . . .

Sein Nachlaß kam an Félix Fénéon, der ihn sorgsam revidierte und an Zeitschriften gab. Erst 1902, 1903 veranstaltete Camille Mauclair die definitive Gesamtausgabe im Auftrag des *Mercur de France*; drei Bände. Ein Band über Deutschland muß leider nach dem Wunsch des Autors unveröffentlicht bleiben. Und Remy de Gourmont schrieb: Obwohl sein unterbrochenes Werk nur eine Vorrede ist, ist es eine von jenen, die ein ganzes Werk aufwiegen.

Es ist notwendig, daß Werke wie die Laforgues leben, ohne Kompromiß von der erhabtesten Schönheit kündend, extrem schöne Werke, die äußerste Linke der Literatur. Wir wünschen sie herbei, den Radikalismus, das maßlose Neue. Und in Laforgue verehren wir nicht nur den Miesenthum von Erfindungskraft, nein: auch die Konsequenz, dieses ästhetische Ausdauern in den größten Tönen. Mehr als ein Ideal ist er uns: ein Programm. Unbekannt, arm, verlobt, krank, ruhmlos hat er unvergagt seine gewagten unseichtlichen Fanfaren geschmettert, denen der Geschmack der Menge nicht hold sein konnte. Wir bewundern ihn. Und doch wieder gerührt lauschen wir seinem Schluchzen eines guten Jungen, seinen Sanftheiten und Zurückhaltungen; und vielleicht erfinden wir auf gut Glück diese Formel für ihn: Sturm und Drang, aber *pianissimo* . . .

Nein, er ist auch so nicht zu fassen. Eben so wie ihn das Schlagwort „Heine français“ nur gelind stizzirt und wie auch Mauclair, der geistreiche Vergleichende mit Chopin, Rodin und Anderen anstellt, nur seine Unvergleichlichkeit erwiesen hat . . . Auch seine Portraits bringen, fast nur in der Glattraufheit des ziemlich biden Gesichtes einander ähnlich, räthselhafte Bäge. Bei Kyffelsberghe lächelt er gaminhast, eine Photographie läßt ihn schwärmen, Storbima träumen, Balloten sterben, die Karikatur von seinem Bruder zeigt den Philosophen. Und all Dies zugleich und vielleicht noch Einiges mehr lebte in der Seele dieses heldenmüthigen Wipholbes, den ich so liebe und als Genius des Unbanalen verehere.

Brug.

Max Brod.



Entente.

Während die Welt in Kriegswogen lag, ließ Roosevelt die Friedensschalmei ertönen und lud die Völker zu einer neuen haager Konferenz, die das Virthschaftsleben vor dem Beutegüß des privaten Kapitals schützen soll. Wer noch bezweifelt hätte, daß Roosevelt ein Idealist sei, muß nun überzeugt sein; denn Theodor will die Wälder, Bergwerke, Wasserkräfte schützen. Die Idee, eine allgemeine Inventuraufnahme der natürlichen Reichthümer der Erde zu veranstalten, um dann den kleinen und großen Räubern zu sagen: „Hands off! Was noch da ist, bleibt uns“, dieser an sich vernünftige Gedanke müßte in der haager Luft aber zum Phantom werden. Die Vereinigten Staaten brauchen einen wirksamen Schutz ihrer Wälder; drüben wird in einer Weise gewirthschaftet, daß in dreißig Jahren kein Kasten Nupholz mehr zu schlagen sein wird. Die Bäume werden gefällt, um der Landwirtschaft Raum zu gewinnen; einen großen Theil der Bestände zehren die Waldbrände auf, die Jahr vor Jahr unter den Riesen der Baummwelt wüthen; und im Uebrigen sorgt die Spekulation dafür, daß aus dem grünen Holz nicht eher dürres wird, als bis der Profit kapitalisirt worden ist. Wegen diesen Mißbrauch ist Roosevelt schon früher vorgegangen; er hat das Gebiet der Staatsforsten erweitert, gegen die Spekulation aber nichts vermocht. Die forstet ruhig weiter ab und kümmert sich nicht um das Ende. Wenn der Mann, der am vierten März das Weiße Haus in Washington verlassen hat, die letzten Tage seines Präsidentenbaseins zu einem Ruf nach Waldschutz benutzt hätte, wäre ihm ein guter Abgang bescheinigt worden. Die Weltkonferenz nimmt man nicht ganz ernst. Die Staaten werden ihre Vertreter nach dem Haag schicken. Warum denn nicht? Man freut sich der Gelegenheit, alte Bekanntschaften zu erneuern, und braucht keinen bindenden Beschluß zu fassen. Den Vereinigten Staaten sichern die Bodenschätze den Vorrang; wenn sie aufgezehrt sind, muß das Sternenbanner von der höchsten Zinne der Schutzollmauer niedergeholt werden und mit der Tyrannei auf dem Weltmarkt wehe es aus. Und nun soll Europa zur Erhaltung der Pankeemach helfen? Rathet man damit den altruistischen Gefühlen der Alten Welt nicht zu viel zu? Sie muß wünschen, der Abhängigkeit von Amerika ledig zu werden. Europas Kräfte würden besser ausgenutzt, wenn man wüßte, daß der Bezug amerikanischer Rohmaterialien eines nicht fernem Tages eingeschränkt werden müsse. Von den „maßgebenden berliner Stellen“ wehte es denn auch kühl übers Meer. War das Ganze am Ende wieder nur ein Bluff? Roosevelt ist vom Kongreß schlecht behandelt worden; man hat ihm seine Abgangsgene gründlich verborben. Das ärgert den Staatsmann wie den Wimen. Der Wunsch, *de corriger la fortune*, lag nah. Weltkonferenz! Vielleicht wollte Roosevelt sich an den Trustmännern rächen, die ihn ihre Macht fühlen ließen. Der Staat soll auf alle noch freien Bergwerke und Wasserkräfte die Hand legen und der „planlosen Ausbeutung und Verwahrlosung“ ein Ende machen. Das geht gegen die Trusts und deren Hintermänner. Ob aber gelingen kann? In den amerikanischen Concerns steckt Kapital aus allen civilisirten Ländern. Jeder Trust umfaßt ein Konglomerat der verschiedenartigsten Effectengattungen. Industriegesellschaften, Eisenbahnen, Versicherungsanstalten, Banken führen einander Kapital zu und entziehen es einander dann wieder; diese Zwischenstationen pumpen das Geld aller Völker in die riesigen Reservoirs der

großen Kartelle. Wie viele europäischen Effectenbesitzer würden gegen ihr eigenes Fleisch wüthen, wenn sie die amerikanischen Trusts bekämpften! Rein: die Alte Welt hat keinen Grund, sich in die Wirtschaftsangelegenheiten der Union einzumischen; sie wäre nicht klug, wenn sie das Abflußrohr drüben verstopfen und einem Staatsmonopol den Weg öffnen half, und würde ihr eigenes Interesse noch mehr vernachlässigen, wenn sie einem Wüthenden im Kampf gegen die Trusts beistünde.

Das Ende der Trustherrschaft wird nicht so schnell kommen, wie man prophezeit hat, als die Ermäßigung der Preise für Stahlbarten und Schienen gemeldet wurde. Man hat drüben wohl an eine Demonstration gegen die Ermäßigung der Schutzgölle auf Stahl und Eisen gedacht. Und der schlechte Zustand des Marktes bot einen willkommenen Anlaß zu Preisherabsetzungen. Richter Gary, der Präsident der Steel Corporation, scheint sich bekehrt zu haben: vor wenigen Monaten empfahl er den Frieden, jetzt den Krieg. Doch die großen Unternehmer geben ihre Grundsätze nicht auf; sie wollen den Konsum erleichtern und sich gegen die Ermäßigung des Zolltarifes wehren. Ob der Rückgang der amerikanischen Eisenindustrie deren Konkurrenten nützen würde, ist fraglich. Der Wettbewerb im Dollerland würde durch die Zollmauern erschwert und auf dem Weltmarkt könnten die Amerikaner alle Wettbewerber unterbieten. Man soll sich also überlegen, ehe man den Trusts Unheil wünscht. Sie sperren uns den Weg ins Land; aber sie hindern auch eine Ueberschwemmung der fremden Absatzgebiete mit amerikanischen Eisen- und Stahlerzeugnissen. Und so lange der Stahltrust die Preise hochhält, können wir uns sein Exportgeschäft in Gemüthsruhe gefallen lassen.

Im Lager der französischen Böllner wird der Ruf Roosevelts noch das freundlichste Echo gefunden haben. Die fordern gerade jetzt ja Schutz der Landeskräfte gegen fremde (das heißt: deutsche) Invasion. Daß deutsche Hochöfen französisches Erz verhätten, ist waderen Patrioten, wie Herrn Arthur Meyer, ein Gräucl. Die Regierung soll helfen. Diese Weise hört man seit Jahr und Tag; auch aus dem neuen Zolltarif klingt sie uns entgegen. Der „deutsch-französische Wirtschaftsverein“ in Frankfurt und das Comité Commercial franco-allemand haben nicht zu hindern vermocht, daß der neue Tarif ungemein hohe Sätze bringt; die für Eisen, Stahl und Textilerzeugnisse grenzen an Einfuhrverbote. Die Englische Handelskammer in Paris hat eine Reihe geharnischter Sonette an die Adresse der Bello Franco gerichtet, die an Deutlichkeit hinter keiner britischen Protestnote zurückbleiben. In einem der Berichte wird gesagt, daß die „vorgeschlagenen Zolländerungen den unheilvollsten Einfluß auf die guten Beziehungen zwischen Frankreich und England haben würden“. Wenn man John Bull auf dem Gebiet des Handels kränkt, hört jede Möglichkeit der entente cordiale für ihn auf. Deutschland hat keinen Grund, den Sieg der französischen Hochböllner zu wünschen; der neue Tarif würde dem Verhältniß der beiden Nationen Schaden bringen, für den es keinen Ausgleich gäbe; auch nicht auf der englischen Seite. Unsere Industrie sollte eben so laut protestiren wie die britische. Frankreich genießt in Deutschland den Vortheil der meistbegünstigten Länder. Das ist mehr als die Meistbegünstigung, die den Deutschen in Frankreich zugestanden ist. Denn dort herrscht der autonome Tarif, da die Franzosen langfristige Handelsverträge nicht schließen, während Deutschland den Franzosen jede anderen Ländern gewährte Herabsetzung mitgewähren muß. Man darf also nicht sagen, die Revision des Tarifes von 1892 sei ein Pendant zu der deutschen Tarif-

reform des Jahres 1906. Jede Ermäßigung unseres Generaltarifes hat ja auch Frankreich genützt. Die Möglichkeit eines deutsch-französischen Handelsvertrages ist in weite Ferne gerückt. Der „Schutz der nationalen Güter“ ist die Hauptsache; ob er der französischen Industrie nützt, ist eine andere Frage. Ein Gewerbe, dem die stählende Kraft scharfen Wettbewerbes fehlt, kann leicht erschaffen. Und ist die inländische Industrie nicht leistungsfähig, so holt sich der Konsument die Waaren, trotz allen Böllen, von draußen. Gerade die französischen Fabrikanten, denen die Konkurrenz im eigenen Land fast völlig fehlt, müssen sich vor einem Herabgleiten von der Höhe der Technik hüten. Bequemer lebt sich freilich hinter hohen Zollmauern.

Daß es auch Franzosen giebt, deren Blick über die Grenzpfähle hinausreicht, haben die Erzverträge mit deutschen Montanfirmen gezeigt. Die P&M (die Eisenbahngesellschaft Paris-Lyon-Méditerranée) hat mit unserem Kohlsyndikat die Lieferung von 15 000 Tonnen Fettkohle vereinbart. Deutsche Kohle für französische Lokomotiven. Abominable! Manche Franzosen möchten sogar das „Loch in den Bogen“ zur Herstellung einer neuen Eisenbahnverbindung zwischen Frankreich und Deutschland benutzen. Die erste direkte Linie durch die Bogen! Zwischen den deutschen und den französischen Eisenbahnleuten soll Alles so ziemlich im Reinen sein. Aber die Eisenbahn kann auch zum Transport von Kanonen und Truppen dienen: und so haben auch in dieser kulturell-wirtschaftlichen Angelegenheit die Kriegsminister das letzte Wort. Sollen wir einstweilen einen deutsch-französischen Zollkrieg erleben? Was der für beide Theile bedeuten würde, lehren die Werthziffern des Handelsverkehrs. Frankreich brachte im Jahr 1907 für 454 Millionen Francs Waare nach Deutschland und bezog von uns für 449 Millionen. Ueber diese Summe (seit 1894 waren es um 260 Millionen mehr geworden) entsetzen sich die französischen Patrioten. Sie meinen, daß der Außenhandel nicht auf Gegenseitigkeit zu beruhen

brauche. Der Zollkrieg wäre kein schlimmes Wackelpiel für Nationalisten. Die Nationalbank für Deutschland hat ihm ein besseres eronnen. Von der neuen Interessengemeinschaft zwischen der Nationalbank und dem Crédit Mobilier Français vom Stamme Pereire hörten wir bald nach der Veröffentlichung der Nationalbankbilanz. Es traf sich gerade so; und die Bilanz konnte eine kleine Verschönerung brauchen. 4,80 Millionen Mark Dividende und 1,30 Millionen Lantime! Die Direktoren einer Bank wollen eben auch leben. Mit sechs Prozent Dividende ist aber auf die Dauer nicht zu machen. Vier Prozent geben die feinsten Anlagen und viel mehr wirft die Nationalbankaktie heute auch nicht ab. Also: neue Gelegenheiten. Im Orient war jetzt keine Seide zu spinnen; versuchen wirs in Frankreich. Isaac Pereire wird seinen Segen dazu geben. Der Crédit Mobilier Français wurde auf den Trümmern des alten Crédit Mobilier errichtet. Dessen Ruhm war die Erfindung, der Agiotage und die Einführung des Aktienbubbles großen Stils, harmloser ausgedrückt: die Patenschaft der heutigen Kreditbank. Das erste Muster eines deutschen Crédit Mobilier war die Darmstädter Bank; und ein Menschenalter danach verbündet die Nationalbank sich der Pariserin. Der Crédit Mobilier Français war anfangs eine reine Sparbank. In letzter Zeit hat er sich eifrig mit Emissionen beschäftigt. Zur Unterbringung der in Deutschland im Augenblick schwer verkäuflichen Effekten kann er auf dem französischen Markt gute Dienste leisten. Und natürlich werden dadurch die „deutsch-französischen Beziehungen“ gebessert. Labon.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — tadello!

Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild.
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

Gastspiel Theodor

Francke

und das neue Programm!

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

Elegantes Familien-Restaurant.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.**I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.***Sorgsame fachmännische Bearbeitung.*

Elektrizität als Naturheilmittel.

Jedermann, dem an seiner Gesundheit etwas gelegen ist, ist verpflichtet, sich darüber zu orientieren, was Elektrizität, dieses wirksamste und vielseitigste Naturheilmittel, zu leisten imstande ist. Sie treibt dem stets nach Gesundheit strebenden Organismus zur natürlichen Heilung an und verleiht ihm die hierzu nötige Kraft. Jedermann kann sich ihrer bedienen, denn sie ist billig, bequem und leicht zu handhaben. Dieses vorzügliche Buch ist an der Hand der ersten deutschen Autoritäten allgemein verständlich verfasst und sollte von allen Leidenden gelesen werden. Zusendung erfolgt gratis.

Verlag v. Köster & Co. G. m. b. H., Frankfurt a. Main Nr. 30.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Gebrüder- Herrnfeld- Theater.

Anfang

8 Uhr.

Vorverk.

11-2 Uhr.

57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands

Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a „Moulin rouge“

Reunions: Montag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc.; bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter)

Gegründet 1854.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

Neue Anträge in 1908 79 Millionen M.
Versicherungsbestand 860 Millionen M.

Unverfallbarkeit Weltpolice Unanfechtbarkeit

Dividende für die Versicherten nach 3 Arten. Darunter **steigende**
Dividende nach vollständigem neuem System (Rentensystem). Je
nach der Versicherungsdauer **steigende** Dividendensteigerung
bis auf **100 % der Prämie und mehr.**

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Aufrechterhaltung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Röche
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10

M. GERSTEL

Jägerstrasse

verlegt mit dem heutigen Tage
sein Mode-Geschäft nach

9 Königgrätzerstr. 9

vis-à-vis der Voss-Strasse.

„Welt-Detektiv“

Preis Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Cl.
Ecke Friedrichstrasse. Tel. 1.3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vor-
kommen und Privatsachen, Ueberall!
Auskünfte Gb. Vorleben, Lebens-
weise, Rat, Charakter,
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von
Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Dr. Möller's Sanatorium

Bruch b. Dresden-Loschwitz Prop. 9.
Diät. Kuren nach Schroth.



Dr. Ziegelroth

früher Zehlendorf.

Krummhübel

Riesengebirge

Sanatorium

und Erholungsheim.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch heftigere) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Besondere Heilwirkung.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät, milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung,
Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder,
bezügliche Zimmereinrichtung, Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen
ansteckende und Geisteskrankheiten.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Magdeburger Privat-Bank, Magdeburg-Hamburg.

Gegründet 1858. Aktienkapital u. Reserven ca. 40 000 000 M. Telegr.-Adr.: Privatban.
Filialen: Dessau, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Langensalza, Mühl-
hausen i. Thür., Nordhausen, Sangerhausen, Torgau, Weimar, Wernigerode a. H. — Zwei-
niederlassungen: Aken a. E., Bismark i. A., Burg b. M., Calbe a. S., Egel, Eilenburg,
Finsterswalde N.-L., Frankenhausen, GutsMuths, Genthin, Helmstedt, Hettstedt, Hirschberg, Neu-
haldensleben, Ochersleben, Osterburg, Osterweck, Perleberg, Quedlinburg, Schönebeck a. E., Sonders-
hausen, Stendal, Tangerhütte, Thale i. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam).
Kommandite in Aschersleben: Ascherslebener Bank Gessan, Köhn & Co. (Comm.-Ges.).
Ausführung sämtlicher bankgeschäftlichen Transaktionen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigegeben der Verlagsbuchhand-
lung L. Staackmann in Leipzig betreffend

Emil Ertl, Freiheit die ich meine

Roman aus dem Sturmjahr.

Ausserdem liegt der heutigen Auflage noch ein Prospekt bei der Firma Kasche &
Martin in Malaga (Spanien) über

Orangenblüten-Honig

garantiert naturreines
Bienenprodukt.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Wohnungseinrichtungen.

Künstlerischer Beirat.

Man kann für wenig Geld eine geschmacklose Clichée-Einrichtung, man kann dafür aber auch eine geschmackvolle, individuelle Einrichtung haben. Der gebildete Mittelstand begnügt sich vielleicht noch der Billigkeit halber mit Monatsmieten und gibt für sie oder für Besseres aus Mangel an Sachkenntnis unverhältnismäßig viel Geld aus. Das wäre nicht nötig. Erfahrener Rat und gebildeter Geschmack können ihm für wenig Geld etwas nach Form und Material Schönes und Angenehmes verschaffen. Man wende sich, zunächst schriftlich oder telephonisch, an

Johannes W. Harnisch, NW. 87, Tille Wardenbergstr. 11
Telephon Amt 2, 7693.

≡ Harmonium ≡

das seelen- und gemütvollste aller Hausinstrumente, kann Jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4stimmig spielen mit dem neuen Spielapparat „**Harmonista**“, Preis mit Heft von 20 Stücken 20 Mk.

Illustrierte Harmonium-Kataloge und Prospekt über Spielapparat bitte gratis zu verlangen von

Aloys Maier, Königl. Hoflieferant, Fulda.

≡ Simplizissimus ≡

Jahrgänge I—II gebunden. (I u. 2 unvollständig) zu verkaufen. Anfragen unt. 2567 beförd. Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48.

Fünfte Auflage 1906.

Der Goldne Esel

des **Apulejus**. Mit 16 Illustrationen. Eleg. broch. 4,50 M. Eleg. geb. 5,50 M. Humoristisch-satirischer Roman gegen zügellose Sitten, Magiewahn, Schwärmeret, Aberglaube u. Priestertrug damal. Zeit. Der bunte Wechsel der oft sehr verweglichen Episoden, die merkwürd. Situationen u. kulturhistorisch wertvollen Schilderungen antiken Lebens bieten ein getreues Bild d. sittlichen Korruption in d. römischen Kaiserzeit. Eingeflocht ist d. Episode v. Amor u. Psyche. Ausführl. Verzeichn. üb. kultur- u. sitten-geschichtl. Werke gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W 30, Anhalterbogensstr. 15 I.

Geschäftliche Mitteilungen.

Dr. Ziegelroth, der bekannte Sanatoriumsleiter und Verfasser kranker ABC für junge Mütter, Degeneration und Regeneration, Handbuch für physikalisch-diätetische Therapie etc.) hat in dem klimatisch und landschaftlich gleich bevorzugten **Krummhübel** (im Riesengebirge) ein Kurbad und Sanatorium für physikalische Therapie und Diätetika eröffnet. Dort finden Erholungsbedürftige jeder Art und Leidende, für welche das Gebirge passt, Aufnahme. Das Sanatorium trägt keinen Krankenhauscharakter. Es ist vielmehr eine Art Heim, in welchem unter steter ärztlicher Kontrolle und durch sorgsame individuelle Behandlung Gesundheit erstrebt wird.

Unter der **Firma Institut für Finanz und Rechtshilfe** ist in Berlin, Alvenslebenstrasse 12a, Ecke Bölowstr. ein Unternehmen ins Leben getreten, welches hauptsächlich die Beratung des Publikums in allen Angelegenheiten bezweckt, welche sich auf den Erwerb von Aktien, Kuxen, Bohranteilen oder dergl. beziehen. Angesichts der grossen Verluste, welche in den letzten Jahren ein grosser Teil des Publikums durch gewissenlose Empfehlungen solcher „Werter“ erlitten hat, und der Art und Weise, wie die Un erfahrenheit desselben von gewissen Seiten ausgenutzt zu werden pflegt, dürfte dieses Unternehmen ein durchaus zeitgemäßes sein, und seine Inanspruchnahme allen auf solche Weise Geschädigten deshalb nur dringend angeraten werden können.

REICHES WISSEN
VERMITTELT
DREI
FÜR NUR **3** MARK PRO MONAT

HERDER'S
Ideal-Konversations-Lexikon

Dieses neue Werk ersetzt mit seinem ungeheuren, präzis gefüllten Wissen in acht prächtigen Bänden für nur Mk. 100.— die doppelt so teuren Lexika. Ich liefere es franko, ohne Aufschlag gegen monatliche Zahlung von nur Mk. 3.—. Prachtmaschine gratis.

HEINRICH NEUBERGER
VERSANDBUCHHANDLUNG
FRANKFURT a. M. 69.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 66. Bande der „Zukunft“
(Nr. 14–26. II. Quartal des XVII. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Preisangabe etc. zum
Freie von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Vereinigte Hanfschlauch- und Gummiwaaren- Fabriken zu Gotha, Aktien-Gesellschaft.

Auf Grund des von der Zulassungsstelle genehmigten, bei uns erhältlichen
Prospekts sind

Mk. 400,000.— neue Aktien No. 1801–2200

zum Handel an der Berliner Börse zugelassen.

BERLIN, im März 1909.

Arons & Walter.

Ausflugs- Reisen nach Portugal

Leixões (Oporto) Lissabon

(ungefähr 10 Postdampfer monatlich, aus- u. rückreisend)

veranstaltet durch die

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft
und Hamburg-Amerika Linie.

Diese Gesellschaften bieten ihren Passagieren Gelegenheit zu

herrlichen Ausflügen ins Innere Portugals

Kombinierte Eisenbahnbillets I. Klasse
zu bedeutend ermässigten Fahrpreisen.

Nähere Auskunft erteilen

Hamburg-Südamerikanische
Dampfschiffahrts-Gesellschaft

Passage-Abteilung
Hamburg, Holzdamm 3



Hamburg-Amerika Linie

Abteilung Personenverkehr
Hamburg, Alsterdamm 25

MODEN-AUSSTELLUNG

*C. Stahl.**Passage-Kaufhaus*



== In Qualität erstklassig! ==
Im Preise unerreicht billig

sind meine Schusswaffen. Falls Sie dies noch nicht wissen, so lassen Sie sich meinen neuesten Hauptkatalog gratis u. franko kommen; derselbe enthält reiche Auswahl in allen Arten von Jagd- u. Luxusgewehren, Schelben- u. Püschbüchsen in nur bewährten Systemen, Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc. 5 Jahre Garantie, evtl. 10-tägige Probe.

Gustav Zink, mech. Gewerfabrik, Mehlis 192 b Suhl.

„KANZLER“

beste deutsche Schnell-**Schreibmaschine**

Trägerin der **Meisterschaft von Deutschland**

(errungen im Wettkampf mit den ersten Marken der Welt)

6 Goldmedaillen!

1 Grand Prix!

16 Anschläge pro Sekunde! * 20 Durchschläge auf einmal! * Garantierte Zeilengeradheit!

= Kein Verklappen der Hebel!! =

Kanzler-Schreibmaschinen A.-G., Berlin W.8, Friedrichstr. 71.

Wer Geld an Aktien, Kuxen, Bohrenteilen od. dergl. verloren hat

od. zu verlieren befürchtet, wende sich zwecks Wiedererlangung od. Schutzes an das

Institut für Finanz und Rechtshilfe

Berlin W., Alvenslebenstr. 12 a, Ecke Bülowstrasse

Amt 6, 1794. Sprechstunden 9-10^{1/2}, 4-8.

Schnellste, diskreteste und gewissenhafteste Erledigung. Nähere Auskünfte kostenlos.

Inserten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 9. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schaukonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt Mahadó. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Gelfweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Manpassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Dieromanische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Harabas. Sem. Dynamysik. Der 2^{te} = Eund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 9⁶. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Literarischen Erfolg

ermöglicht bek. Buchverlag. Ueberrimmt lit. Werke aller Art m. Kostenbel. Günstigste Bedingungen, Angebote unter K. 1965 an Haasenstern & Vogler A.-G., Leipzig.

Sittlichkeit und Moral im heiligen römischen Reiche deutscher Nation

von **Rud. Quanter**

29 Bgn. gr. 8^{1/2}m. vielen zeitgenöss. Illustrationen M. 10.—; eleg. gebund. M. 11.50

Zu beziehen durch jede bessere Buchhandlung od. den Verlag Hugo Bermühler Verlag, Berlin SW. 13 a

Herbst- u. Winterkuren Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreibbahu, Tel. 17.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofsstation)

für chronische innere Erkrankungen, nervösen u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Brunn- u. Entziehungskuren. Für Erholungssuchende, Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres die Administration in Berlin SW., Blockenstrasse 118.

Henkell Trocken

